



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Sartsfelder Boten

Ein Hexenprozeß.

(Nach Tatsachen aus der Geschichte des Rieses)
von Heinrich E. Schmid, Trochtelfingen.

Die Straße von Goldburghausen nach Nördlingen, sonst um diese Zeit meist recht still und einsam, war heute belebt wie an einem Markttage. Da und dort sah man Fußgänger und selbst je und dann ein mit Leuten besetztes Fuhrwerk der Stadt zu eilen. Am Hofstor eines Bauernhauses in Goldburghausen stand ein junges Bauernmädchen und rief mit ungeduldiger Stimme über den Zaun: „Gevatterin, versäümet Euch nit, daß wie nit etwan zu spät auf den Richtplatz kommen.“ Im Hofe stand die Bäuerin schon zum Ausgang fertig. Sie mußte noch einen Streit schlichten, der unter dem Hühner-volk ausgebrochen war und rief der ungeduldig Harrenden zu: „Wir werden schon noch früh genug kommen, Grete, es ist ja noch früh am Tage.“ Mit diesen Worten trat sie nun doch auf die Straße und nach kurzer Begrüßung machten sich beide auf den Weg zur Stadt. Es war ein Septembermorgen des Jahres 1590 und ein kühler Wind strich schon über die Stoppelfelder des Rieses. Graues Gewölk zog drohend am Himmel dahin. Rüstig schritten die beiden Frauen durchs herbstliche Feld. Sich umschauend rief die Jüngere: „Seht nur, wieviele Leute heut zur Stadt gehen, die gehen gewiß auch alle auf den Richtplatz. Das wird ein Schauspiel, wenn die fünf Unholden (Hexen) auf einmal verbrannt werden. Will nur sehen, ob nit eine noch auf ihrem Hexenbesen davon reitet.“ „Gott sei ihnen gnädig“ sagte die Bäuerin nachdenklich. Es war die Appolonia Unfahlin und sie hatte es selbst schon einmal empfunden, wie es tut, wenn man von bösen Lästerzungen begeistert wird. Doch die junge Base war anderer Meinung und sagte in jugendlichem Eifer: „Haben sie Gott abgesagt und dem Teufel sich zugeschworen, so sollen sie auch zum Teufel fahren.“ „Was ist die Zahlmeisterin, die Lempin, für eine freundliche Frau gewest. Hat mir manchmal meine Eier abgekauft und dann

obendrein noch eine Stärkung gegeben, es ist fast nit zum glauben.“ Auch der Teufel stellt sich manchmal freundlich, aber es ist nur List. Damit will er die Menschen um so sicherer verführen.“

Unter diesen Gesprächen hatten sich die beiden der Stadt genähert. Vor ihnen her ging etwas gebückt ein alter Bauer. Als ihn die beiden grüßend einholten, schaute er sich um und wie aus einem Mund riefen sie: Das ist ja der Better aus Ehningen. Nachdem man sich in der üblichen Weise begrüßt hatte, berichtete der Better, daß im letzten Jahr der Hagel auf seinen Feldern böß gehaust habe. Niemand anders sei schuldig als diese gottverlassenen Unholden, die heute auf dem Galgenberg ihren gerechten Lohn empfangen. Inzwischen gab es einen kleinen Aufenthalt, man war am Tore angelangt. Ein bewaffneter Stadtknecht stand da und hatte eben ein Fuhrwerk angehalten. Nach kurzem Warten konnte man wieder weiter gehen und die drei schritten langsam über das holperige Pflaster dem Rathhausplatz zu. Von oben schaute ruhig und ernst der „Lange Daniel“, der mächtige Turm des St. Georgsmünsters, auf das aufgeregte Treiben der Menschen da unten herab. Allmählich sammelte sich vor dem Rathaus eine ganze Menge an. Die Unfahlin war schließlich froh, als sie mit ihrer jungen Base auf einer Hautstreppe ein leidliches Plätzchen fand.

Lärm und neues Gedränge entstand, als ein paar Stadtknechte Platz machten, einen mit Vieh bespannten Wagen durchzulassen. Vor einer wuchtigen Türe, dem Eingang zu den Gefängnissen, hielt der Wagen. Gespannt schaute alles nach der Türe, die sich langsam öffnete. Mehr geschleppt als geführt brachten sie da ein Weib heraus. Ueber ihr bleiches Gesicht hingen in wirren Strähnen die Haare herab. In dumpfer Ergebenheit starrte sie vor sich hin und ließ alles mit sich geschehen. Die rohen Hentersknechte zerrten sie auf den Wagen. Die zweite wurde herausgeführt. In namenloser Angst und Verzweiflung klammerte sie sich an die sie führenden Stadtknechte. Mit irrem Blick schaute sie hilfsehend umher. Doch die Blicke, denen sie begegnete, waren nicht sehr ermunternd. Was war von der unwissenden Menge zu erwarten, wenn Bürgermeister, Rat und Richter von blindem Aberglauben befangen waren. Mit rohen Schimpfworten wurde die Widerstrebende auf den Wagen befördert, gleich einem Stück Vieh. Inzwischen war die dritte herausgeführt worden. Die grausamen Qualen der Folterkammer und die dumpfe Luft des Gefängnisses hatte auch in ihrem Gesicht Spuren hinterlassen. Ernst und wehmütig, aber doch gefaßt, schritt sie zwischen ihren Wächtern dahin. Das war die Zahlmeisterin, die Lempin. Von ihren Kindern weg hatte man sie, als ihr Mann verreist war, ins Gefängnis abgeführt. Keine Beteuerung ihrer Unschuld, keine Bitte ihres Mannes und ihrer Kinder konnte sie mehr aus der Hand ihrer verblendeten Richter erretten, nachdem auch einige andere dieser unglücklichen Weiber in ihren Folterqualen sie als Heze bezeichnet hatten. Sie wurde solange gefoltert, bis sie den Richtern alles eingestand, was diese ihr vorgesagt hatten.

Nachdem nun noch zwei dieser Unholden herausgeführt worden waren, setzten sich die Tiere vorne in Bewegung. So war es von jeher gehalten worden, daß sie durch „unvernünftige Tiere“ zur Richt-

stätte gebracht wurden. Begleitet von der gaffenden Menge traten die fünf ihre Todesfahrt an. „Sieh, das ist die Zahlmeisterin“, sagte die Unfahlin zu ihrer jungen Begleiterin, „sie schaut sich wohl um, ob sie nicht eines von den Ihrigen sieht.“ Schon wurden die beiden vom Menschenstrom erfasst und jetzt ging es vor die Stadt, dorthin, wo auf einer Anhöhe das schaurige Gerüst des Galgens herabschaute.

Vor dem Tor gab es noch einen kleinen Zwischenfall. An einer Biegung des Weges hatte sich im Schutze einer Gartenmauer der Zahlmeister Peter Lemp mit seinen Kindern einen Platz gesucht, wo er ungestört seiner Frau ein letztes Liebewohl zuwinken konnte. Neben ihm stand Rebekka, seine Älteste, die in den letzten Wochen ihm und den kleineren Geschwistern ein treues Hausmütterchen gewesen war. Auch ihrem Gesicht sah man die letzten Wochen voll bitterster Sorge um die geliebte Mutter an. Tapfer wollte sie heute noch den Schmerz verbeißen, der Mutter zum letztenmal ins Auge sehen. Um sie und den Vater drängten sich, wie hilfsehend die jüngeren Geschwister.

Langsam kam der Wagen heran und nun sah auch die Zahlmeisterin ihre Lieben am Wege. Mit einem leisen Aufschrei wollte sie die Arme ausbreiten um sich ihnen entgegenzustürzen. Jetzt erst kam ihr ganz zum Bewußtsein, daß sie wie ein Tier gebunden war. In ohnmächtiger Verzweiflung bäumte sie sich auf, dann sank sie in die Knie und ließ ihren Tränen freien Lauf. Ihr Gatte und die Kinder wollten sich herandrängen, aber zwischen ihr und ihnen waren die rohen Hentersknechte und drängte sich die Menge. In namenlosem Schmerz sahen Peter Lemp und die Seinen dem entschwindenden Wagen nach. Laut weinten die Kleinen, Rebekka hatte schluchzend sich auf das niedere Gemäuer herab gebeugt und barg ihr Gesicht im Arm. Peter Lemp selbst stand wie erstarrt und verstohlen rannen ihm ein paar Tränen in den Bart.

Nicht alle der nachdrängenden Leute waren vom Aberglauben so verblendet, daß sie für die verlassenen Kinder nicht auch noch etwas Mitgefühl aufgebracht hätten. Auch die Unfahlin war mit Grete scheu in der Nähe stehen geblieben. Die sonst so muntere Grete fühlte nun auf einmal heißes Mitleid. Sie hatte kein hartes Herz und sie fühlte jetzt mit Beschämung, daß sie nur aus gedankenloser Neugier sich auf das seltene Schauspiel des heutigen Tages gefreut hatte. Scheu ging sie zu der noch regungslos weinenden Rebekka und strich ihr liebtosend über die herabhängende Hand. Dabei kam ihr selbst das Augenwasser. Auch der Vater kam jetzt herbei, faßte seine Tochter fest an der Hand und ermahnte sie, sich zu fassen. Rebekka sollte nun die jüngeren Geschwister nach Hause bringen, weg von diesem Ort des Jammers. Er selbst konnte sein treues Weib in dieser Stunde nicht verlassen. Von neuem Weh klagten die Kinder als der Vater weggehen wollte. Da trat Grete heran und faßte die beiden Kleinsten an der Hand. Sie langte aus ihrem Körbchen ein paar frische Frühbirnen, die sie zu einem Vesper mitgenommen hatte und gab sie den Kleinen. Und siehe da, das kleine pausbackige Bübchen biß zögernd in die saftige Frucht und langsam versiegte der Tränenstrom. Ein gütiges Geschick will es, daß sein zartes Gemüth das Schwere des Lebens noch nicht erfassen kann. Als Rebekka sah, wie sich Grete

mit einem lieblichen Lächeln zu den Kleinen herabbeugte, da erschien sie ihr wie ein Engel, und sie begann selbst wieder etwas Mut zu fassen. Sie sagte jetzt zu den Geschwistern, daß sie zusammen heimgehen wollte. Da auch die gute Grete sich anschickte mitzugehen, so ließen sich auch die Kleinen willig nach Hause führen. Sie hatten zu dem frischen Mädchen gleich Zutrauen gefaßt. Grete aber rief ihrer Gevatterin zu: „Kannst mich nachher im Zahlhause abholen, ich wills nit mehr sehen.“ Verwundert meinte diese: „So ist sie nun, heute morgen hat sie es fast nit erwarten können und jetzt geht sie weg.“

Was sich nun auf dem nahen Galgenberg abspielte, das kann wohl keine Feder beschreiben. Auch Peter Lemp hätte später mit dem besten Willen selbst nicht mehr genau sagen können, was er in dieser traurigsten Stunde seines Lebens geschaut hatte. Vor dem versammelten Volke verlas der Richter das Todesurteil: Die fünf Weibspersonen, so hienieden gefangen und gebunden zu sehen, sind ihrem selbst beharrlichen Bekennen und darüber eingezogener beständiger Kundschaft nach, nit allein von dem allmächtigen Gott unmenschlich und verzweifentlich abwendig geworden, sondern (sie haben) mit dem Erzfeind der werten Christenheit eine ewige Bündniß und Gemeinschaft gemacht Mut und Verzweiflung kämpften in der Seele Peter Lemps als er daran dachte, wie er den Richtern ein klares Zeugnis abgelegt hatte, daß seine Frau ihm in Gottesfurcht und Treue den Haushalt geführt und ihre Kinder in der Zucht und Vermanung zum Herrn erzogen hatte. „O, satanische Verblendung“, murmelte er zwischen den Zähnen.

Nun wurden die zitternden Opfer auf die bereitstehenden Scheiterhaufen gebunden. Bald leckten die Flammen hinauf und aus dem schwellenden Rauch drangen die gellenden Todeschreie der Gemarterten. Starr sah die Unfahlin in die prasselnden Flammen. Da hörte sie hinter sich eine bekannte Stimme: „Geschieht ihnen eben recht, so sollte man es allen machen.“ Als sie sich umwendete, sah sie mit Entsetzen in das fahle Gesicht ihres Nachbarn von Goldburghausen. Mit stehenden Augen blickte er sie an und sagte dann so laut, daß sich schon einige Leute umwendeten: „Dich meine ich, hast du nicht erst mein Vieh verhegt und nun mich auch, daß kein Arzt mir mehr helfen kann.“ Vor Schrecken und Scham hätte die Unfahlin in den Boden sinken mögen. Sie war keines Wortes fähig und atmete erst auf, als sie durch die dichtgedrängte Menschenmenge einen Ausweg fand.

Als sie dann vor dem Zahlhause mit Grete zusammentraf, da fragte diese entsetzt: „Gevatterin, was ist geschehen, bist du krank?“ Mit Tränen in den Augen erzählte diese auf dem Heimweg dem aufhorchenden Mädchen von den gehässigen Worten des Nachbarn. Das elternlose Mädchen war erst seit kurzem bei der Gevatterin und hatte da eine Heimat gefunden, bis sie selbst ihr Brot verdienen konnte. Liebevoll suchte sie die traurige Frau zu trösten. Das gelang ihr schließlich. Müde und ernst kamen sie zu Hause an und vertauschten den weichen Sonntagsrock mit der rauhen Arbeitsschürze.

*

*

*

Der Herbst kam ins Land. Wars draußen auf dem Feld auch recht kahl geworden, so hatte der Herbst, gleichsam als Ersatz, die Bäume da und dort so herrlich gefärbt, wie es sich ein farbenfrohes Herz nur wünschen kann. Was aber Buben und Mädchen noch viel besser gefiel, das waren die Birnen und Äpfel, die zwischen dem Laub schimmerten.

Nach rauhen Regentagen hatte noch ein freundlichmilder Altweibersommer eingesetzt. Grete sollte demnächst in der Stadt einen Dienst antreten. Sie kam in des Zahlmeisters Haus und sollte dort die Kinder betreuen, während Rebekka mit einer älteren Base den Haushalt führte. Am letzten Sonntag durfte Grete mit der Gevatterin noch einen Gang ins Nachbardorf machen. Auch die Unfahlin war wieder etwas munterer geworden. Sie mied so viel als möglich den Umgang mit den Leuten, und manche Leute waren ihr doch noch gut gesinnt, wenn auch viele den bösen Zungen Glauben schenkten, die sie insgeheim als Heze bezeichneten. Doch niemand wollte etwas von ihr und nur der Nachbar schaute bisweilen mit hämischem Blick über den Zaun. — So machten sich die beiden ganz munter auf den Weg. Es war ein freundlicher Herbstnachmittag. Im Dorfe sah man da und dort noch sonntäglich gepukte Menschen. Aber draußen vor dem Dorf war es still. Auf einem Fußpfad gings über die Felder und über den Goldberg. Dort auf der Höhe zeigte die Bäuerin dem jungen Mädchen alle Dörfer, die sie kannte. Der „Lange Daniel“ überragte alle andern Kirchtürme rings im weiten Ries und die Sonne spiegelte sich so freundlich in den Fenstern des mächtigen Schlosses auf dem Wallersteiner Felsen. „Sei nur froh, daß du im Ries bleibst“, meinte die Gevatterin. Bei der Base in Trochtelfingen gab es selbstgebrantes Bier mit Rauchsleisch und Brot. Zwei Mädchen im gleichen Alter wie Grete schlossen bald Freundschaft mit ihr und der Vetter Hans zeigte mit Stolz die Ställe. Ja, es war ein schöner Nachmittag und Grete dachte noch oft daran zurück, als sie bald in den engen Mauern der Stadt lebte.

Ein rauher Wind hatte über Nacht die Bäume kahl gefegt. Allerseelen stand vor der Tür und ein grauer Nebel lag auf dem Land. In ihrer Küche hantierte die Unfahlin am Herd. Das Feuer auf dem Herd warf noch allerhand gespenstische Schatten an die Wand. Die Bäuerin gedachte eben des schweren Traumes der sie in der Nacht geschreckt hatte. Wie ein Alpdruck hatte es auf ihr gelegen und mit einem Aufschrei war sie aus dem Schlafe aufgefahren und furchtsam hatte sie ihr Mann angesehen.

Wie die Bäuerin diesen Gedanken nachhing, da klopfte es an der Haustüre und schwere Schritte klangen auf dem Hausflur. Als sie die Türe öffnete, wollten ihr die Knie den Dienst versagen. Ihre bleichen Lippen stammelten: Was gibts? Da legte sich eine Hand schwer auf ihre Schultern und eine rauhe Stimme fragte: „Seid ihr die Appolonia Unfahlin?“ Als sie es bejahte, da sagte der eine der beiden Stadtsoldaten: „Auf Geheiß eines weisen Rates der Stadt Nördlingen müßet ihr ins Gefängnis.“ Da half kein jammern und flehen, wenige Minuten blieben ihr, um Abschied zu nehmen von ihrem Mann. Als sie über den Hof schritten, da sah sie, wie der

Nachbar vor seiner Türe stand und mit grimmigem Lächeln herüber-schaute. Da wußte sie alles. Und wieder ging der Weg zur Stadt.

* * *

War es draußen im Freien schon neblig und düster, so mußten drinnen in den Stadtgefängnissen die Augen sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Lange schon war es nicht mehr so lebhaft zugegangen an diesem traurigen Ort, wie in den letzten Monaten. Meist waren es Frauen, die jetzt da hausten. Der Bürgermeister Pseringer hatte beschlossen, die Hegererei gänzlich auszurotten. Die Herren vom Rat und von den Gerichten wollten ihn dabei nach besten Kräften unterstützen. Allmählich sollten alle, die der Hegererei verdächtig waren, ins Gefängnis geworfen werden. Wer schuldig befunden wurde, mußte auf den Scheiterhaufen. Ein Anfang war gemacht.

Drinnen in ihrer Zelle saß die Unfahlin. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankten ihre Gedanken hin und her. Bisher hatten ihr die Richter mit Güte und Drohungen zugesprochen ihre Schuld zu gestehen, an die sie von vornherein glaubten. Heute war wieder Gerichtstag. Angst und Spannung wuchsen. Würden ihr diesmal die Richter glauben, wenn sie ihre Unschuld beteuerte? — Schon nahten sich außen Schritte. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, Riegel wurden zurückgeschoben und die Türe ging auf. Der trübe Novembertag hatte immer noch so viel Helle, die ans Dunkel gewöhnten Augen der Frau zu blenden. Bald stand sie vor ihren Richtern. Wieder fragte sie der eine diesmal gleich in scharfem Tone: „Appolonia Unfahlin, wollet ihr diesmal in Güte alle Eure Untaten eingestehen, wir müßten sonst anders mit Euch verfahren.“ Wieder versicherte sie unter Tränen, daß sie nichts von dem getan habe, was ihr vorgeworfen werde. Da wurde ihr Nachbar hereingeführt, der ihr mit bösen Worten ins Gesicht hinein sagte, sie habe ihn und sein Vieh verhegt. Was halfs, daß sie ihre Unschuld beteuerte. Eine andere Frau wurde hereingeführt. Noch sah man ihrem Gesicht die ausgestandenen Folterqualen an. Auf das Drängen der Richter gab sie an, daß sie die Unfahlin bei ihren nächtlichen Hegerentzen gesehen habe. Als sie nun noch nicht gestehen wollte, wurde der „Meister“ hereingerufen. Der führte die Zitternde in die Folterkammer. Die Richter folgten. Hier standen und lagen die furchtbaren Marterwerkzeuge, Daumenschraube, „Stiefel“ u. a. Bald gellten die Schreie eines gemarterten Menschen durch den Raum. Mit grausamer Ruhe besorgte der „Meister“ seine Arbeit. Kein Wehegeschrei konnte ihn stören. Als die Daumenschraube ihr das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt hatte, da fragte der Richter: „Wollt Ihr nun gestehen?“ Nach jeder neuen Marter fragte er wieder. Zuletzt war ihre Kraft gebrochen. Sie bat flehentlich: Laßt mich heraus, ich will alles gestehen. Nun bekannte sie, was man von ihr verlangte: Menschen und Tiere hatte sie krank gemacht und geschädigt. Auf dem „Ripf“ und der „Goldburg“ war sie bei nächtlichen Hegerentzen, auch Menschenfleisch hatte sie gegessen und ihre Seele dem Teufel verschrieben.

Auch Grete hatte es bald erfahren, daß ihre Gevatterin nun auch im Gefängnis sei. Schonend hatte es ihr der Zahlmeister beigebracht,

aber sie war untröstlich gewesen. Eine Hoffnung belebte sie nur, sie wollte die Richter bitten, sie wollte ihnen sagen, daß ihre Base unschuldig sei. Der Zahlmeister wollte ihr diesen Trost nicht nehmen, aber er wußte, wie wenig das bei diesen Richtern zu sagen hatte. Tatsächlich fand sie auch recht wenig Gehör und bekam nur den zweifelhaften Trost, daß mit der Unfahlin nach Gerechtigkeit verfahren werde.

So rückte Weihnachten heran. Im Angesichte eines schaurigen Todes hatte sie alles, was sie eingestanden hatte, wieder zurückgenommen. Nur aus Angst vor der furchtbaren Folter habe sie das alles gesagt. Doch konnte sie das wenig nützen. Die grausamen Richter hatten Mittel, sie von neuem zu zwingen.

Der heilige Abend war da. Draußen läuteten die Glocken vom St. Georgsturm. Frohe Menschen zogen durch die abendlich dunkeln Gassen, lautlos auf dem weichen Schnee. Ein verllorener Klang der Glocken drang auch herein und weckte die Unfahlin aus dumpfem Brüten. Mit dem Essen kam nachher noch ein kleines Bündel herein. Das war von Grete. Sorgfältig löste sie die Knoten. Was da wohl herauskam? Da rollten ein paar Äpfel heraus, Nüsse und ein Lebkuchen, unten noch ein paar halbovertrocknete Blumen. Lange betrachtete sie diese armen Gaben. Langsam begannen die Tränen über ihr verhärmttes Gesicht herabzurollen. Ihr war es, als sei die Heimat noch einmal zu ihr hereingekommen. Ein Lichtlein erhellte heute den trüben Raum. Und draußen gab es noch Menschen, die in Liebe ihrer gedachten. Da hatte wohl auch Gott sie nicht ganz vergessen. Ein Gefühl stiller Ergebung kam über sie, und als das Licht heruntergebrannt war, da schlief sie auch ein und erlebte im Traum eine frohe Weihnacht.

* * *

Wieder waren drei Jahre ins Land gezogen. In früher Morgensstunde sehen wir eine Frauengestalt mit einem Korb am Arm durch die noch stillen Gassen der Reichsstadt gehen. Es ist Grete, die ihre Besorgungen für den Haushalt macht. Das einst so frische, heitere Mädchen ist für ihre Jahre schon recht ernst geworden. Der Tod ihrer Gevatterin war ihr recht nahe gegangen und seither waren die Gefängnisse nicht leer geworden und immer von neuem rauchten die Scheiterhaufen. Erst in den letzten Monaten war es ruhiger geworden. Grete mußte unwillkürlich an die gefangenen Frauen denken, die nun schon seit Monaten im Gefängnis schmachteten. Die Kronenwirtin, die Hollin kannte sie. Außer der Gevatterin hatte Grete keine Frau gekannt, der sie hätte mehr vertrauen können als der Hollin. Sie konnte es nicht glauben, daß die gute, tapfere Frau schuldig sei. Würde sie aber widerstehen können den furchtbaren Folterqualen. Grete wagte es nicht zu hoffen.

Wie sie eben in solchen Gedanken um die Ecke bog, da blieb sie wie angewurzelt stehen, als sehe sie einen Geist. „Seid ihr wirklich, Kronenwirtin,“ drängte es sich unwillkürlich über ihre Lippen. Langsam, wie eines, das aus schwerer Krankheit erstanden ist, kam sie heran. Die von der Folter geschundenen Glieder wollten ihren

Dienst nicht mehr tun. In ihren Augen leuchtete es aber doch lebensfroh, als sie rief: „Ja, Grete, ich bin frei!“ Und sie erzählte der Aufhorchenden, wie sie trotz aller Marter ausgehalten habe, wie schließlich ihre Verwandten von Ulm und einflußreiche Männer sich für sie verwendet hatten. Da hätten die Richter doch nachgeben müssen.

„Was müßtet Ihr ausgestanden haben,“ sagte mitleidig die Grete. „Oft meinte ich verzweifeln zu müssen, wenn die Schmerzen gar zu groß wurden, aber da dachte ich jedesmal an alle die andern, die auch noch leiden mußten und das hat mich dann stark gemacht. Ja, es war eine schreckliche Zeit; aber mit Gottes Hilfe soll es nicht umsonst gewesen sein.“ So sprach die tapfere Frau und schritt aufrecht ihrer Behausung zu.

In der Tat erhoben sich nun in der Stadt viele Stimmen, die sich gegen den Rat und die Richter wandten. Manche seien unschuldigerweise verbrannt worden, nachdem sie durch die grausame Folter zu einem Geständnis gezwungen worden waren.. Jetzt wurden auch die Richter unsicher und sie wagten es nicht mehr, die vom blinden Aberglauben verdächtigten Frauen dem grausamen Feuertod zu überliefern.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Zum Jahreschluß 1926 hat der Verlag der Stadt Nördlingen zwei bedeutsame Werke herausgebracht: Das zweite „Rieser Heimatbuch“ und in Verbindung mit dem Oberrheinischen Geologischen Verein „Das Problem des Rieses, zugleich Führer zu geologischen Ausflügen in der Umgebung von Nördlingen.“ In letzterem Werk sind eine Reihe von wissenschaftlichen Berichten und Abhandlungen über die Fragen, die die Entstehung des Rieses der geologischen Forschung aufgibt, vereinigt erläutert durch 41 Abbildungen und 5 Tafeln auf 291 Seiten. Der billige Preis (2.50 M.) wird sicherlich zur weiteren Verbreitung des wertvollen und aufschlußreichen Inhalts beitragen. — Das zweite „Rieser Heimatbuch“, das sich würdig dem ersten 1922 erschienenen anreicht, ist durch seine schöne Ausstattung und seinen reichen Inhalt ein stattlicher Band geworden, der über die Grenzen des Rieses hinaus Beachtung verdient. Auf 418 S., denen eine Reihe Abbildungen aus Stadt, Land und Volkstum auf Kunstdruckpapier beigegeben sind, werden die Vorträge der Rieser-Woche 1926 dargeboten, die in drei Gruppen „Heimat“, „Rieser Heimat“ und „Deutsche Heimat“ eine Fülle von Anregung und Belehrung uns vermitteln. Gerade dadurch, daß im 1. und 3. Teil der Rahmen so weit gespannt worden ist, erhalten wir ein deutsches Heimatbuch, das mit der Fülle seiner Beiträge im Heimatschrifttum vorbildlich dasteht. Den Reichtum des Gebotenen können die Überschriften der Beiträge aus der Feder führender Männer wie Kerschensteiner, Tim Klein, Chr. Geyer, Rehling, Lämmle, Bäuerle, Stählin, von der Pfordten usw. Das Wesen der Heimat, die Heimat und das menschl. Leben, Natur und Religion, Stadt und Land im Spiegel der Heimat, Heimat und Volkstum, Architektur und Heimat, dann die Beiträge zur Rieser Heimatgeschichte, nur andeuten. Wir wünschen dem verdienstvollen Werke, auf das wir später noch zurückkommen werden, Eingang in weiteste Volkskreise (Preis 5 M.) Kammerer.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Hartsfelder Boten

Zum Gedächtnis von Wilhelm Jakob Schweifer



geb. 20. Juni 1859
gest. 11. Febr. 1927

verträgt sich aber mit dem Ton nicht so gut wie das Erz, ist auch ziemlich teurer. Ein Vorzug ist, daß es giftfrei ist. Schon in den neunziger Jahren war im Hafnergewerbe vorübergehend eine Krisis eingetreten. Diese behob sich wieder, als damals von ärztlicher Seite darauf hingewiesen wurde, daß verdorbenes Emailgeschirr gesundheitsschädlich wirke und der abgesprungene Glasschmelz Blinddarmentzündung hervorrufen würde. Bei Operationen seien in dem kranken Wurmfortsatz als häufigste Entzündungsursache kleine, von Kochtöpfen abgesprungene Emailsplitter festgestellt worden. Diese Ansicht war damals sehr verbreitet.

Bis zum Weltkrieg hatten die Hafner immer genügend Aufträge und Arbeit. Aber schon in dieser Zeit gaben viele ihr Geschäft auf und ergriffen einträglichere Berufszweige. Im letzten Spätherbst hat die Nachfrage wieder mehr eingesetzt und seit Jahresbeginn ist der Geschäftsgang ordentlich. Das Haupterzeugnis sind die Kasserollen oder Kunsttöpfen.

Seit beinahe 200 Jahren ist das Hafnergewerbe in Obertochen bekannt. Es ist bedingt und ins Leben gerufen worden durch die hier und in der Umgebung gewonnene Tonerde. In Württemberg wird Obertochen neben Neuenhaus N. Nürtingen (auch Hafner-Neuenhausen genannt) dieses Handwerk wohl am ausgedehntesten betrieben. In kleinem Maßstab kommen hiefür noch Alfdorf, Münsingen und Schelllingen in Betracht.

Um das Jahr 1840 sollen hier 30 Hafnermeister tätig gewesen sein. Im Jahre 1900 waren es noch 18 mit annähernd ebensoviel Gesellen und mit Einrechnung der mithelfenden Familienangehörigen beschäftigte die Hafnerei gegen 150 Personen. Diese war damals das Hauptgewerbe hier wie es jetzt die Bohrmacherei und Wertzeugfabrikation ist. (Letzteres Gewerbe wurde erst im Jahre 1855 hier eingeführt durch die Brüder Christoph und Johann Bäuerle und Michael Wirth. Diese hatten bei Zeugschmied Schönmann in Fachsenfeld gelernt und nach dorten soll dieses Geschäft von Zabern im Elsaß überbracht worden sein.) Vor fünf Jahrzehnten noch ging die Hafnerei so blühend, daß einige Hafner am „Blauen Montag“ nach der Donaustadt Ulm fuhren und dort bei Gänsebraten und bayerischem Bier sich gütlich taten.

Anfänglich war die Hafnerei hauptsächlich in den Familien Fischer (Herrgottshäfner) und Hug (untere Hug) zuhause. Später ging sie auf die Familien Johannes Hug, August Hug, August Fischer, Anton Fischer, Johannes Gold, Konrad Sapper im Rakenbach, Joseph Schaupp, Anton Gold (Goldsbauer), Johann Wingert, Joh. Müller, Joh. Beißwanger, Joseph Winder und Karl Veil an der Hauptstraße, Michael Fischer, Franz Gold, Anton Gold in der Jänergasse und Johannes Elmer beim Friedhof über. In Königsbronn sind in diesem Gewerbe jetzt noch die Namen Eberle, König und Schuhmacher vertreten. Ein Original in seinem Beruf war der in den 70er Jahren lebende Hafnermeister Bozenhard in Königsbronn, der auch hier eine bekannte Persönlichkeit war. In der Tongrüberei und im Aufsetzen von Brennöfen hatte er eine führende Rolle.

II.

Das Rohmaterial zu dem Geschirr, vorzügliche weiße, feuerfeste Tonerde, wurde in der Nähe bei Zahnberg, Gemeinde Königsbronn, gegraben, ferner bei Rotensohl, Gemeinde Großluden, in dem Staatswald „Brandelhäuser“, auch Schneckenburren genannt, woselbst aber früher die

Obertochener und Königsbrunner Hafner nicht graben durften und wegen der Konkurrenz nur die Schnaitheimer und Heidenheimer das Recht hiezu hatten. Ebenso durften in dem Tagischen Wald „Hahngarten“, zu hahnen, früher nur die Ebnater unentgeltlich den Ton holen. Revier Riethelm, früher nur die Ebnater unentgeltlich den Ton holen. Sie beriefen sich hiebei auf eine vom Jahr 1763 stammende Urkunde des Klosters Heresheim. Die Forstämter machten den Hafnern beim Tongraben öfters Schwierigkeiten in Hinsicht auf Schonung des Waldes. Aus den bevorzugten Gruben des Brandelhäuser Waldes, die zum Forstrevier Obertochen gehören, wurde früher öfters des Nachts heimlicherweise Tonerde „geholt“ und dann in Säcken beim Morgengrauen hieher gebracht. Roter Lettenboden wird geholt im Staatswald „Zellerhau“, ferner guter Lehm im Markungsteil „Birkach“ neben dem Seegartenhof und im vorderen Tiefental, wo jetzt noch gegraben wird, ebenso auf den Seewiesen bei Königsbronn. Letztere Gruben sind weniger ergiebig. Manche sind der Meinung, daß hier schon in alten Zeiten Grabungen vorgenommen wurden und daher die flache Talwasserscheide zwischen dem Schwarzen Kocher und der Brenzquelle und der ausgeprägte Talpaß herrühre. Oben in den Gruben ist meist rote Erde, Letten oder Talpaß herrühre. Oben in den Gruben ist meist rote Erde, Letten oder Bühl genannt. Dann erst kommt die mit Eisen, Kalk und Kieselsäure gemischte blaue, gelbliche oder weißliche Erde, der richtige Töpferton. Er liefert das Material für den Hafner. Im „Hahngarten“ ist jetzt der Obertochener Hafnergesellschaft erlaubt, Probefächer und Bohrversuche zu machen. Auf dem unteren Zahnberg wird jetzt nur noch Ziegelerde, die ziemlich Sand enthält, für feuerfeste Steine (Chamotten) gegraben durch die Dampfziegelei Ludwig, Königsbronn. Der Zahnberg birgt Massen von Töpfererde, die für lange Zeiten ausreichen würden. Es fehlen aber die Geldmittel, um dieselbe ans Tageslicht zu fördern u. richtige Schächte zur Einfahrt zu graben. — Im Jahr 1842 sind in den Zahnberger Gruben drei Vergleute von hier und Ochsenberg bei Staatsgrabungen verschüttet worden und die Leichen konnten nicht geborgen werden. Viel Erleichterung macht jetzt noch der Schmerzausbruch der Mutter eines dabei verunglückten Mannes. Diese soll bei der Meldung der Trauernachricht ausgerufen haben: Wenn mei Soh' no seine neue Stiefel und sei Uhr net a'ghet hätt', wär's net so arg! Der Schmerz um die neuen Stiefel überwog scheint die Trauer um den verlorenen Sohn. Die betreffende Frau war die Mutter des „Allmachtschiffel“ und die Großmutter des hier gut bekannten trinkfesten „Allmachtsjafel“ von Ochsenberg (mit dem eigentlichen Namen Jakob Albrecht).

Aus den bei der hiesigen Turnhalle, im Zieglergarten und im Birkach gelegenen Lehmgruben bezog einst die bei der Leig'schen Fabrik sich befindliche Ziegelhütte ihren Lehm. An der Stelle des Gasthauses zur „Grube“ war früher eine mit einer Feste umgebene Einsenkung. Beim Bau des jetzigen Hauses im Jahr 1868 wurde aus dem Lehm ein Säbel aus der Türkenzeit herausgegraben und der Altertumsammlung Stuttgart einverleibt.

Die aus dem weißen und roten Ton hier hergestellten feuerfesten Töpferwaren wanderten unter dem Namen „Heidenheimer Kochgeschirr“ in alle Welt. In ganz Süddeutschland, in die Schweiz und nach Italien wurden die Geschirre verkauft. Ins Oberland kamen viele Bratpfannen und Gansföcher — ovale Platten für Gänsebraten. Vor dem Bau der Kocher- und Brenztalbahn 1862—64 wurde das Geschirr hauptsächlich durch Händler aus Mägenbach und Deuffteten hier abge-

holt und in den Handel gebracht. Auch von hier fuhren einige Familien mit Blahenwagen, die mit Pferden bespannt waren, oder auch mit bloßen „Schnappfarren“ noch vor 40 Jahren durch das Land und boten auf Märkten und Straßen ihre Ware feil. Nach dem Bahnbau wurde das Geschirr in den Lattentisten, Harrassen genannt, sorgsam in Stroh verpackt, auf den niederen Harrassentarren zur Bahn gebracht und nach allen Richtungen oft in ganzen Waggons versandt. Die Bezeichnung „Heidenheimer Kochgeschirr“ kommt wohl daher, daß die Tongruben im Oberamt Heidenheim liegen und in Heidenheim und dem benachbarten Schnaitheim zuerst die Hafnerei in größerem Umfang betrieben wurde.

Um das Hafnergewerbe in Oberkochen zu heben und feineres und verziertes Geschirr zu erzielen, wurden in den siebziger Jahren von mehreren Seiten fördernde Schritte unternommen. Ministerialrat Steinbeis, Vorstand der Zentralstelle für Gewerbe und Handel, und die damaligen Zeichenlehrer Kolb in Stuttgart und Mager in Gmünd gaben die Anregung, hier eine Zeichenschule zu gründen. Durch diese sollten in erster Linie die Hafnerlehrlinge eine bessere Ausbildung erhalten. Mit Unterstützung von Schultheiß Wingert und des evangelischen Pfarrers Lechler, die sich der Sache kräftig annahmen, wurde hier die Zeichenschule alsbald errichtet. Sie bestand von 1876 bis 1885 und wurde von Lehrer Gutmann geleitet. Dieselbe wurde von über 50 Schülern, worunter 15 Hafnerlehrlinge, besucht und erzielte schöne Erfolge. Bei der in Stuttgart 1881 stattgefundenen Landes-Gewerbeausstellung wurde der Schule und ihrem Leiter für die ausgelegten Zeichnungen und Geschirre eine öffentliche Belobung erteilt. Wohl wurden später Versuche für Anfertigung von Tafelgeschirr, Figuren und künstlerischen Vasen gemacht. Der Ton aber erwies sich zu feineren Waren als untauglich und trotz schönster Glasur und aller Farben konnte er dem Porzellan nicht standhalten. Er war eben nur zu Kochgeschirr verwendbar. Die Schule ging wieder ein. — Einige Hafnermeister brachten auch fernerhin an ihrem Geschirr schmückende Ornamente, Blumen, Sterne und sonstige kleine Verzierungen an. Die Vorlagen und Muster für Freihand- und geometrisches Zeichnen nach Herdtle, Kolb und Högg sind jetzt noch in der Schule vorhanden, ebenso Modelle und Zierformen aus dieser Zeit.

III.

Die Hafnerei ist wohl ein schwer zu erlernendes und schmutziges, aber auch interessantes Handwerk. Es erinnert lebhaft an die gute, alte Zeit. Fremde, welche nach Oberkochen kommen und erstmals in eine Hafnerwerkstatt treten, schauen verwundert auf die Arbeit des Meisters. Wie geht nun diese in einfachen Verhältnissen vor sich? Schon vor der Hafnerei bemerkt man Holzbeigen und eine Mulde mit Ton und Lehm. Mit diesem Material beginnen die Vorarbeiten: Erdschneiden, Walzen und Kneten. Der Ton wird mit der Schaufel durcheinandergeschafft und dann auf einem Holzkloß, dem „Hastloß“ geschnitten. In der Walze wird er zerdrückt und zerkleinert. Durch das Kneten wird der Ton weich und fein. Der Hafner macht daraus große und kleine Ballen „Kleß“ genannt und legt sie auf die Bank oder auf ein Brett. Nun ist der Ton zum Formen bereit.

In seinen schmierigen Hosen sitzt der Töpfer vor der Drehscheibe und wirft einen „Kleß“ auf die Platte. Dann versetzt er diese mit bloßen Füßen in immer schnellere Bewegung. Mit den Fingern drückt und formt er an dem Klumpen. Mit Staunen sieht man, wie dieser

sich rundet und in die Höhe wächst. Bald erscheint deutlich die Öffnung und die Form des Hafens, zuletzt der Rand mit einem Kränzchen geziert und gerichtet. Zum Abschneiden von der Scheibe wird ein Draht und zum Glätten innerhalb ein Filz benötigt. Kaum hat man die kunstvolle Arbeit der Hand betrachtet, so sieht ein neuer Vahen auf der Scheibe. Es ist eine Freude, dem emsigen Manne zuzusehen. Den in allen Größen, in schlanken und breiten Formen auf den Brettern stehenden Häfen werden die Schnäuzchen eingedrückt und sie dann zum Trocknen an die Wärme gebracht: im Sommer ins Freie, im Winter an den Ofen. Ein Teil erhält



Hafner bei der Entstehung der Form.

zuvor noch die Gentel, die wie Würstchen geformt werden. Desters wird hiezu eine Spritze benötigt.

Die weitere Arbeit ist das Glasieren. Die Formen sind noch grau, glanzlos und durchlässig oder porös. Nun erhalten sie Glätte, Farbe und Verdichtung. Das Stückerz muß zuerst im Mörser der Glasurmühle zu feinem Pulver zerstoßen und mit Tonsand und Wasser zu dünnem Brei vermischt werden. Von Natur aus ist die Glasur weiß; erst die Beimischungen erzeugen die gewünschten Farben. Brauntön und Eisentön geben braune und rote Farbe, gewöhnliches Eisentön und Antimonitön die gelbe, sowie Kupferitön und Chrom die grüne Farbe. Da Kobaltitön zu teuer ist, wird blaues Geschirr gar nicht oder ganz selten hergestellt. Mit den Formen in der einen Hand und dem Schöpfloß in der andern begießt der Hafner zuerst das Innere, schwenkt tüchtig herum und dann kommt die Außenseite. Oft werden die Geschirre auch in den Brei eingetaucht. Die Schüsseln werden zuerst hell grundiert. Ist dann die „Bschütte“ trocken, so kommt der zweite Aufguß. Die Tupfen werden mit einem Besen hineingespritzt. Die bläulich und dunkel aussehenden

Formen werden jetzt gebrannt im großen Brennofen. Das Brennen dient zur Läuterung der Glasur, zur Erzielung des Glanzes, der Härte und Haltbarkeit. Die glänzende Farbe der Scherben rührt hauptsächlich von den feuerbeständigen Metalloxyden her, deren Farbton erst



Hafner bei Vollendung der Form.

beim Brennen und Schmelzen des Farbflusses hervortritt. Die Hitze im Ofen steigt über 1000 Grad. Erst nach 1—2 Tagen kann das Geschirr herausgenommen werden. Auf den Gestellen und Brettern rings um den Ofen steht alles voll mit Tongeschirr. (Schluß folgt.)

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Die pädagogische Arbeitsgemeinschaft unseres Nachbarbezirktes Heidenheim kann schon eine 2. Folge ihrer „Heimatblätter“ (Verlag C. F. Rees, Heidenheim) hinausgehen lassen. Gleich seinem Vorgänger bietet auch dieses schön ausgestattete Heft ausgewählte Bilder u. Geschichten aus dem Bezirk Heidenheim, zu denen Sachverständige beigezeichnet haben.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kämmerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Hartsfelder Boten

Das Hafnereigewerbe in Oberkochen jetzt und in früherer Zeit.

(Schluß.)

IV.

Nur durch jahrelange Übung und Fertigkeit kann beim Handbetrieb im Hafnergewerbe Ersprießliches geleistet werden. „Das Werk wird dann den Meister loben.“ Eine Schülerin des 6. Schuljahres legte ihre Eindrücke „Beim Hafner“ in folgendem hübschen Aufsätzchen nieder:

„Das schmutzigste Handwerk ist die Hafnerei. Den Ton dazu holt man in der Gegend von Ochsenberg. Kommt ein Wagen voll solcher Erde, so wird der größte Teil davon in eine Mulde gebracht und eingeknetet. Beim Abladen macht man die Schaufel naß, damit nichts anklebt. Die Erde wird zu einem dicken, zähen Teig geknetet, zu Ballen geformt und gewalzt. Dieser wird auf die Drehscheibe gebracht. Es macht mir Spaß, wie der Hafner in seinen Vollenhofen die Ballen hinwirft. Dann formt er kunstvoll mit der Hand allerlei Sachen, die nachher im Freien getrocknet werden. Sind alle trocken, werden sie mit Glasuren bemalt und dann nochmals getrocknet. Bald darauf kommt alles in den Brennofen und so werden sie ungefähr einen Tag der größten Hitze ausgesetzt. Kommen die Sachen heraus, so spricht man von Tongeschirr. Im Winter ist es in der Hafnerei schön warm. Da kommt mancher alte Mann und manche Frau, um allerlei zu klatschen.“

Diese Schülerin hat nach eigenem Erlebnis den Hergang beim „Hafner“, der mit Fuß- und Handbetrieb arbeitet, anschaulich geschildert. Nur ein hiesiger Hafner hat einen Kraftbetrieb eingerichtet und hiemit den neuen Bestrebungen auf dem Gebiete Eingang verschafft. Für die Bearbeitung von Ton und Glasur ist ein Elektromotor und für die Drehscheibe ein Wassermotor (Pelton turbine) erstellt. Der Ton wird zu-

erst mit der Tonwalze bearbeitet, Steine, Hartteile und sonstiges Beiwerk zerdrückt und das Ganze gut verschafft. So ist die Grundbedingung für Erzielung eines feinen Geschirrs gegeben. Dann wird die Masse zur letzten Vervollkommenung über den Tonmalasseur (Tonschneider) geführt und ist zur Freihanddrehung fertig. Die Königsbrunner Hafner haben ihre Elektromotore zur Drehscheibe zum Teil wieder abgestellt wegen schwieriger Einschaltung und des hohen Strompreises. In der Tonwarenfabrik Stügel-Sachs in Alalen, bei welcher auch ein hiesiger Hafner in Arbeit steht, wird sowohl in Freihand- als in Formdreherei oder Stanzen nach Schablonen in Gips oder Metall mit Stempelpressung gearbeitet. Ähnlich wird in den sächsischen und schlesischen Töpferfabriken wie in Bunzlau, Waldenburg die Geschirr-Erzeugung betrieben, welche auf diese Weise den Handbetrießen weit voraus sind und künstlerisch vollendete Waren liefern.

Die hiesigen Hafnerlehrlinge besuchen seit sechs Jahren die Gewerbeschule Alalen. Ein Geselle war zur Ausbildung in der Kunsttöpferei Billingen in Baden und zwei Hafner bestanden die Meisterprüfung nach neuerem Modus, von welchen nur einer auf dem Handwerk arbeitet.

Von den Brennöfen sollen in nächster Zeit einige verbessert und einer nach neuester Konstruktion erstellt werden. Auf einen Brand rechnet man, je nach Beschaffenheit des Ofens und des Brennmaterials, 2—3 Meter Holz. Ein Ofen faßt je nach Größe 120—180 Würfe mit je 2—24 Stück Geschirren. Diese sorgfältig einzulegen und aufzubauen ist auch eine Kunst des Hafners. Jetzt wird meist nur alle 14 Tage bis 3 Wochen gebrannt, früher regelmäßig alle 8 Tage. Der hierbei aufsteigende Qualm ist oft so stark, daß Fremde glauben, es sei eine Feuerbrunst entstanden.

Die alten Hafner sollen bei der damaligen schlechten Beleuchtung oft noch bei Mondschein gearbeitet und zur Anfertigung ihrer Stützen (Hafendeckel) Del- und Dochtigel-Lichtlein verwendet haben.

Die Hauptabnehmer des Geschirrs sind heute noch die Händler, die es öfters im Auto abholen; andere Waren werden in Kaufläden, Glas- und Porzellengeschäfte verkauft. 1 Harras (Lattentiste) birgt zum Versand durchschnittlich 20 Wurf Geschirr.

Die hiesige Hafnergenossenschaft besteht seit 60 Jahren und umfaßt auch die Fachgenossen von Königsbrunn, Heidenheim und Mergelstetten. Es sind derzeit 16 Mitglieder, worunter 10 von hier. An 1900 zählte der Verband 30 Mitglieder. Für die Förderung des Gewerbes und der hiesigen Scheibentöpferei, sowie für die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Hafnerberufes ist in diesem Zeitraum vieles geleistet worden. Vorstand ist Hafnermeister Josef Fischer beim Rathaus, Kassier und Schriftführer Hafnermeister Franz Gold in der Jägergasse. Die Genossenschaft ist angeschlossen an den Landesverband würtbg. Hafnermeister, an den Allgemeinen deutschen Hafnerverband und an die Sterbekasse für Hafner. Durch die wöchentlich erscheinende „Deutsche Töpferzeitung“ werden die Mitglieder über ihre Fachfragen auf dem Laufenden erhalten. In vorgerückten Jahren erkrankten die Hafner vielfach an Gicht und Rheumatismus, herrührend vom Barfußdrehen der Scheibe und der immerwährenden Arbeit mit Wasser und feuchter Erde. Durch das Heraustreten aus der warmen Werkstatt entstehen leicht Erkältungen. Da manche dann ihr Handwerk nicht mehr ausüben können, ist es

eine schöne und dankenswerte Aufgabe der Innungen, hier unterstützend einzugreifen.

V.

Aus der alten Hafnerzeit hat sich ein ergötzliches Vorkommnis überliefert und heute noch wird das Geschichtlein vom „Klapperschlangenseff“ erzählt. Im Oktober des Jahres 1824 gingen ein Hafner- und ein Wagnergeselle von hier zu einer Kirchweih nach Hofherrnweiler, allwo sie gut bewirtet wurden. Spät abends traten sie wohlgenut in dem frischen Herbstwind über Osterbuch, Finstertäle den Heimweg an. Am Waldabhang zum Wolfertstal bemerkten beide von einem Baum herab eine lange, glänzende Gestalt, die sich hin und her bewegte. Plötzlich schrie der junge Hafner auf und rief jammernd seinem erschrockenen Freunde zu: „Da hängt ja eine Schlange; ich bin gebissen worden; führe mich heim, sonst muß ich sterben!“ Als auch der Wagner sich von dem perpendicularartigen Wesen überzeugt hatte, ein Klappern und Rascheln vernahm, und sein Kamerad an der Hand blutete, glaubte auch er, eine gefährliche Viper angetroffen zu haben. Beide versicherten bei ihrer Ankunft im Ort, im dortigen Walde halte sich eine Klapperschlange auf. Viele wurden hiedurch beunruhigt, und das Abenteuer wurde von der Gemeinde ans Oberamt berichtet. Dieses ließ durch Waldschützen und Holzfäller die seltsame Kunde untersuchen und im Walde nachforschen. Das Geräusch soll aber groß gewesen sein, als an der bezeichneten Stelle ein herabhängender, trummer Birkenast entdeckt wurde. Der bewegte sich im Winde und hatte das Geräusch und die Verletzung verursacht. Der furchtsame Hafnergeselle Josef Hug sei von da an der „Klapperschlangenseff“ gewesen. Bald aber habe er sich, um seinem Spottnamen und den Stichefeien seiner Kameraden zu entgehen, von hier fortgemacht und sich nach Dischingen verheiratet. Er soll der Bruder zum Urgroßvater des jetzigen „Huge Seff“, Landwirts hier, gewesen sein. So kam auch in diesem Gewerbe der Humor zu seinem Recht.

Es ist bedauerlich, daß dieses althergebrachte, traditionelle Handwerk hier immer mehr zurückgedrängt wird. In ihm liegt ein gut und wichtig Stück hiesiger Heimatgeschichte. Die Töpferei, die schon bei den Chinesen ums Jahr 2700 v. Chr. und 1000 Jahre später bei den Ägyptern und Babyloniern Eingang fand, wurde um Christi Geburt durch römische Soldaten über die ganze damals bekannte Welt verbreitet. Sie ist das Stammgewerbe, aus dem sich später erst die gesamte Ton- und Porzellanwareindustrie nebst ihren Verzweigungen in der Keramik entwickelt haben. (Keramik-Tonindustrie, von dem griechischen Wort *Keramos*, Ton.) Die Tonbildnerei gehört zu den Gewerben, in denen der deutsche Handwerker zuerst Selbständigkeit erlangte und seine Erzeugnisse für allgemeinen Gebrauch absetzen konnte. Am hiesigen Orte, an welchem geeignetes Rohmaterial zur Verfügung stand, lag es besonders nahe, dieses Gewerbe aufblühen zu lassen und für die ganze Umgebung nutzbar zu machen. Den seitherigen Verhältnissen nach zu schließen, könnte man annehmen, daß in späteren Jahrzehnten dieses Gewerbe hier ausgestorben ist. Es wäre zu begrüßen, wenn in dem für unsern Marktfließen mit nächstem festzulegenden Ortswappen ein Wahrzeichen aus der Hafnerei aufgenommen würde, am besten wohl eine Töpferscheibe mit aufgesetztem Hafen. Den späteren Geschlechtern soll das Gemeindegewappen ein Spiegelbild sein des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens der Vorfahren. Durch die Einbe-

ziehung der für die Heimatgeschichte besonders wertvollen Insignien dieses interessanten Gewerbes wird bei Jung und Alt die Liebe und Treue zur Heimat angeregt und vertieft. Bei einer etwaigen Neubenennung der Straßen wäre der Name „Hafnerstraße“ hier ganz am Platze. Möge für diesen Geschäftszweig in Bälde wieder eine bessere Zeit anbrechen und er auch fernerhin der hiesigen Gemeinde einen guten Klang verschaffen.

Ein Zunftvers der Hafner aus dem 16. Jahrhundert lautet:

„Den Lehmen tritt ich mit mei'm Fuß
Mit Haar gemischt, darnach ich muß
Ein' Klumpen werfen auf die Scheiben,
Die muß ich mit den Füßen treiben.
Mach' Krüge, Häfen, Kacheln und Scherben,
Tu sie dann glasuren und färben.
Darnach ins Feuer kommt der Brand.
Gott gebe Kunst in Deine Hand!“

Schubarts verhängnisvolle Schlittensfahrt 23. Januar 1777.

1.

Die Gratulationstour am herzoglichen Hof zum Neujahrsfest 1777 war verrauscht; Herzog Karl hatte die letzten Gäste, die über das Fest sich eingefunden, verabschiedet, hatte in der Akademie seine Zöglinge gedrillt und sich gegen 11 Uhr in sein Privattabinett zurückgezogen.

Für heute — man schrieb den 7. Januar — war eine geheime Sitzung anberaumt, Professoren der Karlsakademie, verschiedene Militärs und die Geistlichkeit, unter ihnen der Spezial Zilling von Ludwigsburg, außerdem der Klosteramtman von Blaubeuren, waren geladen.

Der kaiserliche Gesandte in Wien hatte den Stein vollends ins Rollen gebracht, als er Beschwerde einreichte wegen einer falschen Nachricht über den Tod der Kaiserin Maria Theresia, die des Herzogs ehemaliger nach Ulm gestühlter Musikdirektor, der Magister und Dichter Schubart, auf leichtsinnige Weise in seiner „Deutschen Chronik“ verbreitet hatte.

Das Maß war voll; der Herzog, der ohnehin keinen geringen Haß in sich herumtrug gegen diesen Mann, der es soweit gebracht hatte, sich am Hof unmöglich zu machen, einen Haß, den ihm ein Schleicher am Ludwigsburger Hof vor Jahren schon nur zu deutlich ins Ohr geflüstert hatte, dessen Grund nur allzu berechtigt schien.

Nicht umsonst hatte Zilling, ein eingebildeter pedantischer Hofschranze, infolge der ihm von Schubart widerfahrenen Kränkungen eifrig darauf hingearbeitet, diesen beim Herzog ins schlechteste Licht zu setzen. Karl Eugen kam dies gelegen und nun hatte er sich einen Plan zurechtgelegt, des Mannes so schnell als möglich habhaft zu werden; er wollte ihn unauffällig auf württembergisches Gebiet locken und dann eine Zeitlang unschädlich machen. Dazu schien der Klosteramtman von Blaubeuren die rechte Person zu sein, die Ausführung der herzoglichen Idee zu übernehmen, war doch dieser mit einer zahlreichen Familie gesegnete Beamte darauf angewiesen, sich dem Herzog erkenntlich zu zeigen, um auf diese Weise sich eine aussichtsreichere Stellung zu verschaffen.

... Karl Eugen sah scharf über den Tisch zu dem Amtmann hinüber als von dem Plan die Rede war, Schubart durch List in Gewalt zu bekommen. Der Herzog war sich seines Helfers gewiß, desto mehr zog ein Staunen über sein Gesicht, als der Amtmann sich vom Stuhle erhob und zu sprechen begann:

„Gnädigste Durchlaucht, es könnte vom Ulmer Magistrat übel vermerkt werden und auch die Landstände könnten sich ins Mittel legen; meine Dienststellung, meine Familie, was würde aus ihr, wenn ich in Ausübung eines so gefährlichen Auftrags meines Amtes verlustig ginge?“ „Amtmann, komme er mir nicht mit Ausreden, ich werde schon sorgen, daß ihm keine Ungelegenheiten entstehen,“ fiel ihm der Herzog verärgert ins Wort.

Jetzt schwieg der Klosteramtman; damit hatte er nachgegeben und mußte gehorchen. Die Sitzung ward aufgehoben und das Verhängnis ging unaufhaltsam seinen Weg.

2.

„..... Spann' an!
Und schirre den Schimmel
Denn schön ist der Himmel
Und prächtig die Bahn.“

Ein kalter Schneewind wehte in der dritten Woche des kaum erst angebrochenen Jahres durch die Gassen der freien Reichsstadt Ulm.

In der Küche ihrer kleinen fast dürftigen Wohnung stand am Morgen des 22. Januar 1777 eine etwas abgehärmte Frau, um das Frühstück zu bereiten. Man sah es ihren matt und betrübt blickenden Augen an, daß manches Schwere schon hinter ihr lag.

Drinne in der Stube neben dem dampfenden Ofen, saß am Schreibtisch über seine Manuskripte gebeugt, ein kräftig gebauter stattlicher Mann und war eben damit beschäftigt, in den bunt durcheinander liegenden Schriften zu blättern. Die Gestalt, wie sie so sinnend ab und zu einen Blick nach dem Fenster zuwarf, war den Ulmern eine gar wohlbekannte Persönlichkeit, es war ihr geistreicher und galanter Mitbürger, der ehemalige Musikdirektor und Organist am herzoglichen Hof, Christian Daniel Friedrich Schubart.

Was war aus seinen Hoffnungen geworden? Nach der unheilvollen Ludwigsburger Zeit, die ihm ein zügelloses Leben in die Arme warf, nach jahrelangem Umherirren, verstoßen aus dem Vaterland, nach bitteren Enttäuschungen, voll Sorge, daß ihm die Ungnade des Herzogs doch noch gefährlich werden möchte, war er endlich zu Anfang des Jahres 1775 unter Beihilfe eines guten Freundes in der sicheren Reichsstadt gelandet.

Zwei Jahre hatte Schubart nun ein zufriedenes Dasein geführt, als zärtlicher Gatte und besorgter Vater seiner beiden heranwachsenden Kinder. So war allmählich die Unbill vergessen, die ihn bisher bedrückt hatte und er lebte jetzt ganz seinem Beruf als Herausgeber der „Deutschen Chronik“.

Und die zwei Jahre, sie zählten zu den glücklichsten, die ihm sein Erdenischdasein schenkte.... Mißmutig war er an jenem Morgen aufgestanden, ein beängstigender Traum hatte ihn, wie schon manchmal, wieder gequält. Mönche in schwarzen Kutten waren ihm erschienen, ihn auf grausame Weise zu markern, teuflische Gestalten, die ihn mit ihren Krallen zu zerfleischen suchten. Fröstelnd saß er im Lehnstuhl. Ein Blatt

war ihm in die Finger gekommen, Berse voll glühender Worte... sie paßten nicht zu dem Traum:

„Drum komm und male mir
Dies Engelantlig hier!
Die Stirne, wo die Tugend sitzt
Und Haß auf jedes Laster blüht;
Den Himmel ihrer Augen — nein!
Willst du die Augen malen,
So tauch in Sonnenstrahlen
Zuvor den Pinsel ein.“

.... Noch war er tief in Gedanken versunken, ein bezauberndes Bild hielt seine Sinne umfassen. Da klopf es an der Tür. Entgeistert schaut er auf. Helene, die Gattin öffnet. Es ist ein Bote mit einem Schreiben. Hastig reißt es der Dichter an sich; es ist eine Einladung des Klosteramtmanns von Blaubeuren zum Mittagessen in den „Baumstark“.

Was wollte der Mann von ihm, daß er ihm diese Ehre erwies?

Schwerfällig zieht sich Schubart vollends an und richtet sich zum Ausgehen. Driiben im „Baumstark“ herrschte sonst ausgelassene Heiterkeit, wenn der Dichter mit seinen schlagfertigen Witz die Umherstehenden unterhielt. Heute ist es auffallend still in dem Gastzimmer, als läge etwas in der Luft. Freundlich wird Schubart von dem Amtmann empfangen und bald ist eine lebhaft Unterhaltung im Gang. So waren schon einige Stunden verstrichen, da richtet der Amtmann an seinen Gast die Bitte, er möge ihn am folgenden Morgen nach Blaubeuren zurückbegleiten. Ein Verwandter, der zufällig bei der Frau Amtmännin zu Besuch weile, habe nämlich großes Interesse an des Magisters Dichtkunst.

Das läßt sich Schubart nicht zweimal sagen; freudig geht er auf den Vorschlag ein und verbringt heiteren Gemütes den Rest des Tages.

Ueber Nacht war frischer Schnee gefallen, die Fahrt ins Blaubeuren schien also eine verlockende zu werden. Ein schöner Wintermorgen war angebrochen und die Sonne stieg glühend aus dem Nebel empor, der sich über der Donau gelagert hatte.

Schubart hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Jetzt lag es ihm wie ein Alp auf dem Herzen und es reute ihn ordentlich, daß er die Einladung nicht abgelehnt hatte, denn es waren ihm am Abend zuvor allerlei Bedenken gekommen, worin ihn die Gattin noch bestärkte; eine unerklärliche Angst hatte ihn befallen, als würde ihm ein Unheil begegnen. Aber schon nahte der Schlitten, vom Gastgeber zum „Baumstark“ vorsorglich mit Fellen und Decken ausgestattet, um seinen Gast abzuholen. Mit Tränen nimmt Schubart Abschied von Frau und Kindern, als müßte er weit übers Land verreisen.

Es war eine flotte Fahrt und bald lag das Ulmer Banngebiet hinter dem dahinsausenden Schlitten. War das Gespräch, das Schubart ganz unterhaltsam zu führen verstand, anfänglich fließend, so verstummte es nach und nach fast ganz und der Amtmann nickte zuletzt nur noch mit dem Kopf auf Schubarts Worte. Wie ein höhnisches Lächeln glitt es über das Gesicht dieses von herzoglicher Gnade so abhängigen Mannes, als dem Dichter dessen Schweigsamkeit auffiel.

Alle die Träume, alle die Ahnungen, die ihm in letzter Zeit so oft entgegengetreten waren, durchrauten aufs neue sein Gehirn. Sollte am Ende der Herzog seine Hand im Spiele haben und ein verräterischer Plan gegen ihn im Wert sein? Wild kämpft es in ihm, soll er den Amtmann,

dieses schwächliche, ausgetrocknete Männlein einfach aus dem Schlitten werfen und mit dem Rutscher schleunigst wieder Kehrt machen?

Sein rechtliches Gefühl behielt die Oberhand u. der Schlitten näherte sich rasch seinem Ziel, der Oberamtsstadt Blaubeuren.

In der Amtswohnung ist alles still, kein Mensch läßt sich am Fenster sehen, als der Schlitten anfährt und Schubart ahnt nichts Gutes, als er so allein ins Zimmer gesetzt wird. Doch sein banges Warten wird bald unterbrochen, als unter der Türe ein Offizier in Begleitung mehrerer Militärpersonen erscheint, der auf ihn zugeht mit den Worten:

„Schubart, auf Befehl des Durchlauchtigsten Herzogs, er ist verhaftet.“ Eine lautlose Minute folgt diesen Worten. Schubart scheint in sich zusammenzusinken und stammelt nur noch: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“

3.

„Was hab' ich Brüder! euch getan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangener Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!“

Der verschlossene Wagen mit dem Gefangenen rollte eilends hinaus in den winterlichen Tag. Nur noch eine Zwischenstation hat Schubart auf seinem Leidensweg erlebt, in Kirchheim u. Teck, — noch eine letzte Nacht — ehe er auf seinem Tränenberg Einzug hielt.

Stuttgart, 10. Januar 1927.

R. Lind.

Die Ortsnamen des Oberamts Neresheim.

Unter den Ortsnamen des Bezirks ist kein einziger, der über die erste Zeit der alemannischen Landnahme im dritten und vierten Jahrhundert nach Christi Geburt zurückreichen würde. Dafür hat die Besiedlung des Oberamts in dieser Zeit gleich besonders stark eingesezt und zwar nicht nur da, wo der Bezirk Anteil am Ries hat, sondern auch auf dem Härtsfeld. Den 8 -ingen-Orten des Alener und den 10 des Ellwanger Oberamts stehen 20 des Neresheimer Amts gegenüber; von diesen gehören 5 dem Ries und 15 dem Härtsfeld an. Nach Durchbrechung des Limes hat offenbar nicht nur das reiche Ries, sondern auch die schon in vorgeschichtlicher Zeit reichlich besiedelte Alb zu früher Niederlassung angelockt. Unter den Sippenhäuptern, die diese Niederlassungen angeführt haben, tragen drei noch altertümlich klingende, mehrstämmige Namen, so der Truchwolf, der Führer der Truchtelringe, der seine Schar kühn wie ein Wolf anführt, der Dunsstall, der dicke Knecht, der Ahnherr von Dunsstallingen und der Friedrich, dessen Name der Sippe der Friclinge zu Grunde liegt, während die meisten schon die abgeschliffenen einstämmigen Namen aufweisen: bei Bopfinger wahrscheinlich ein Bopf, wohl ein gekürzter Bodfrid, der Frieden gebietet, ein Dumm in Demmingen, ein Mark(wart), in den beiden Merkingen, ein Mlach(wolf), d. h. das Heiligtum wie ein Wolf schützen, der in Elchingen, ein Rot in Röttingen, ein Ruff in Riffingen, ein Mamm in Mhmemmingen und ein Doß in Dossingen. Drei davon zeigen schon die friedliche,

heimelige Endung -le an ihren Namen: Der Egge von Eglingen, der Ugle von Ikingen und der Dale von Döhlingen, letzterer Name wohl von einem mit Tag- zusammengefügten älteren — etwa Taglieb — herzuleiten. Zwergsiedlung ist Mörtingen, Gemeinde Schweindorf, geblieben, das mit seinen heute 30 und ungerad Einwohnern wahrscheinlich kleiner ist als vor anderthalb Jahrhunderten, da der Häuptling Matt(o) die Seinigen hier angesiedelt hat.

Der Ausbau dieser Urmarkungen ist im Gegensatz zum Aalener Nachbarbezirk stetig vor sich gegangen. Es liegen 8 heim-Orte im Bezirk. Von diesen sind nur Jagstheim, das nicht an der Jagst liegt, aber als Tochteriedlung einer Jagstgemeinde, vielleicht Lauchheims, anzusehen ist, Kirchheim, das sich durch Namen und Kirchenheiligen deutlich als fränkische Missionsiedlung ausweist, und Schrezeheim, Gemeinde Dinstelfingen, das die Siedlung am unheimlichen, gespenstischen Ort bedeutet, nicht mit einem Eigennamen zusammenge-
 setzt. Alle übrigen, das in seiner Deutung nicht ganz durchsichtige Riethheim vielleicht noch ausgenommen, haben schon Einzelpersonennamen als ersten Bestandteil: Ur in Auernheim, Tüding in Dirgenheim, Umm(o) in Ohmenheim und Nerne in Neresheim. Auch Baldern gehört in diese Zeit. Es läßt auch in der Schreibung das -heim weg — es müßte eigentlich Balthernheim heißen: die Siedlung des Balthere, des tapferen Hehren oder Herrn — wie es die mundartliche Sprechweise bei Neres(heim) tut. Wir stehen mit Baldern bereits in der Zeit der mittelalterlichen Feudalsiedlung.

(Schluß folgt.)

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Kurz vor Weihnachten brachte der Schwabenverlag in Ellwangen ein feines Heimatbüchlein heraus „Sagen gold“. (Preis 1.50 M.) Oberlehrer A. Wiehl hat in diesem schmalen Büchlein, zu dem Karl Stirner 15 Bilder beisteuerte, aus älteren Sagensammlungen die schönsten Sagen aus Württembergs Nordosten zusammengestellt in wohlgeordneter landschaftlicher Gliederung. Auch unser Bezirk ist in reicher Auswahl recht gut vertreten; man freut sich, Altes und Neues vorzufinden. Das ganze Büchlein ist eine köstliche Heimatgabe, die wir besonders empfehlen. Wenn dieses Büchlein Lust und Verlangen nach mehr geweckt hat, der sei mit besonderem Nachdruck auf einen trefflichen Führer in dem Reichthum schwäbischer Sage hingewiesen, den uns Prof. Rud. Kapff in der Bücherreihe „Deutscher Sagenschatz“ geschenkt hat. „Schwäbische Sagen“ — so lautet der Titel des Buches, in dem er mit einführenden Begleitworten eine überraschende Fülle von Sagen vor uns ausbreitet, die uns so heimelig anmuten, „in ihrer kostbaren Mischung von Uebernatürlichem und Sinnlichem, von Ewigem und Vergänglichem, von Ernsterem und Heiterem, von Sinnlosem und Tiefsinnigem, von Greifbarem und Lustigem, von Erdschwerem und Himmelsahnung.“

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Ortsnamen des Oberamts Neresheim.

(Schluß).

Aber noch vor diese Zeit, in die letzte Zeit des Ausbaus der Urmarkungen, fallen die 4 Dorfsiedlungen des Bezirks: Dorfen, Oberdorf bei Bopfingen, Weidendorf und Schweindorf. In letzterem Namen steckt sicher eine Einzelpersonenbezeichnung, nämlich Schwein d. h. Bursche, in Weidendorf vielleicht, wenn nicht schon ein Flurname, desgleichen die beiden Stetten, das bei Neresheim und Zimmerstetten bei Baldern. Da die Zimmern häufig mit Burgen zusammen vorkommen, werden wir uns auch damit schon in der Zeit der grundherrlichen Siedlung befinden. Ebenso mit Beuren, das ganz in gleichem Sinn zu verstehen ist wie die -hausen, von denen jedenfalls Härtsfeldhausen mit den Schenken von Schenkenstein zusammengehört wie Aufhausen, was sprachlich „das höher gelegene Hausen“ bedeutet, und Goldburghausen zur abgegangenen Burg auf dem Goldberg, während Waldhausen, später ebenfalls in grundherrlichen Händen, älter zu sein scheint, als das Ortsadelgeschlecht und das nach dem Gründer genannte Iggenhausen schon im 9. Jahrhundert urkundlich genannt wird und damit das älteste -hausen im Oberamt ist. Der Rest eines abgegangenen -hausen ist der Fluertshäuser Hof bei Köfingen, das auf einen undeutlichen Siedlernamen zurückgeht. Von den beiden -weiler-Siedlungen Steinweiler und Simmisweiler, ist die erstere nicht über hundertfünfzig Jahre alt und verdankt ihre Entstehung der Ausbeutung von Steinbrüchen, die zweite, die den alten Namen Sigmar als vorderen Bestandteil hat, ist schon im 12. Jahrhundert bezeugt und wohl nicht viel vorher entstanden. Auch die -hofen, von denen Ballmertshofen das älteste bezeugte ist und im 12. Jahrhundert vorkommt, haben außer dem einfachen Hofen, Gemeinde Dinstelfingen, Einzelsiedlernamen als Bestimmungs-
 wort, nämlich Wagenhofen und Trugenhofen, und werden zwischen

der Zeit Karls des Großen und Barbarossas entstanden sein. Von wo aus Niesitz, der neue Sitz, gegründet worden ist, läßt sich nicht mehr sicher bestimmen. Vielleicht ging die Neuanlage vom Tal von Oberlochen aus.

Neben Baldern sind Kapsenburg, Duttenstein, Hohlenstein, Kagenstein, Schloßberg und Flochberg Zeugen mittelalterlich-ritterlicher Siedlungstätigkeit. Am feudalsten nach Namen und Art die Kapsenburg, die ihren Namen von kapsen im Sinn von „gassen, Ausschau halten“ hat wie die Wartberge und Wartburgen. Der Flochberg dagegen ist ursprünglich Flurname und deswegen älter als die Zeit des mittelalterlichen Rittertums; ob der Name mit Floche oder Floh zusammenhängt, ist unsicher, auch unwesentlich, da keine von beiden Deutungen einen rechten Sinn gibt. Ebenfalls ältere Flurnamen benötigen die Burgnamen Hohlenstein und Kagenstein, letzterer nach der Wildfaze genannt, während der Duttenstein den Namen des Burggründers enthält, denselben, der in Tuttlingen und Duttenhofen steckt. Das Schloß Taxis fällt nicht in diesen Zusammenhang, da es diesen Namen erst künstlich 1819 bekommen hat. Der müßte ebenfalls zu einer ritterlichen Siedlung gehört haben; es scheint aber geschichtlich darüber nichts bekannt zu sein. — Altenbürg bei Ummemingen heißt nach einer vorgeschichtlichen Burg unbekannter Zeitstellung. Ortsnamen, die kirchlich-grundherrliche Siedlungserkennen lassen, gibt es im Oberamt nicht.

Sonst spielen die späten Flurortsnamen im Bezirk nur eine ganz untergeordnete Rolle. Es sind deren nicht viel über ein Duzend, während es im Oberamt Ellwangen von dieser Art Namen gegen hundert gibt. Rein natürliche Flurnamen, die noch keine Spur von menschlichen Eingriffen in die Natur verraten, liegen den Ortsnamen Ebnat d. h. Ebene, Berg, Hohenberg, Hülen und Rothensohl-rote Schlammstelle zu Grunde. Osterholz, d. h. östlicher Wald, setzt menschliche Besiedlung voraus. Wald- und Weilername ist von der Ursiedlung Bopfinger aus zu verstehen. Diepertsbuch, Geißelwang und Arlesberg, ursprünglich Adellohsberg, sprechen von Anrecht eines einzelnen an die Markung, die Weide, bzw. den Buchenwald. Bernlohe und Hohenlohe sind reine Waldnamen; ersterer erinnert an die Zeit, da es bei uns noch Bären gab. Baumgries bedeutet gerölliges Gelände mit Bäumen, Affalterwang: Weideplatz mit Apfelfäumen und Pflaumloch: Bodenvertiefung in einer Pflaumbaumpflanzung. Von rein landwirtschaftlicher Tätigkeit redet Michelfeld d. h. das große Feld; ähnliches besagt der bildliche Flurortsnamen, falls er deutscher Herkunft ist, Groß- und Kleinkuchen: ein ausgedehntes Land mit reichem, mündendem Ertrag.

Die Höfe sind im Oberamt Neresheim wie überall teils nach dem Besitzer benannt, teils nach der Flur, in der sie liegen, so Blankenhöfe und Heerhof nach dem Gründer und ersten Besitzer, Greuthof nach der Flur, ebenso Meisterstall d. h. Meisterstal, bei dem „Hof“ ab-

gefallen ist; nach abgegangenen Orten sind benannt: Fluertshäuserhof, Hochstatterhof und vielleicht auch Waldzierterhof, wenn man Baldziert . . . zu . . . ziertheim ergänzen und in „Baldziertheim“ ein Gegenstück zu (Feld-) Ziertheim bei Dillingen sehen darf. Der Weihnachtshof hat seinen Namen wohl daher, daß er seine Abgaben auf den Christtag zu entrichten hatte. Das Grundwort -hof ist abgefallen bei Kruggen.

Rudolf Kapff.

Eine Ritterfehde aus der Adelmansfelder Gegend.

In dem Saale des Gemeindehauses zu Adelmansfelden hängt ein eigenartiges Bild. Es zeigt uns in der Mitte einen alten Holzschnitt, und um diesen ist in Zeitungsform eine Geschichte gedruckt mit der Ueberschrift: „Wahrer Abriss und actenmäßige Beschreibung des den 16. November 1771 von und durch Herrn Geheimen Rath und Ritterrath Baron von Adelmann und Consorten gestifteten grausamsten Canton Kocherischen Blutbades und Plünderung auf dem Freyherrlich-Gültlingischen Ritteritz Wildenhof bei Adelmansfelden.“

Wenn wir diesen Ritterstreit verstehen wollen, so müssen wir uns zuerst die Wohnsitze der betreffenden Ritter vergegenwärtigen und dann nach der Ursache der Fehde fragen.

Schon im Jahre 1385 verließen die Herren von Adelmann ihre Stammburg in Adelmansfelden und erwarben sich Neubronn, später Hohenstadt und Schedingen. Der Baron Joseph Anselm Adelmann, der in unserem Streit als Richter mit dem Schwert auftritt, lebte auf dem schon gelegenen Schlosse zu Hohenstadt.

Der Freiherr von Gültlingen bewohnte auf dem Wildenhof (Gemeinde Pommertsweiler) ein bescheidenes Haus und weil das neuerbaute Schloß in Adelmansfelden leer stand, so kaufte 1771 Gültlingen der Freifrau von Junken Schloß und Güter zu Adelmansfelden ab. Da noch ein zweiter Kaufsliebhaber da war, ließ Gültlingen voreilig die Junkenschen Untertanen sich huldigen, ehe er den Kaufschilling bezahlt hatte. Von dieser Huldigung erfuhr auch die Freifrau von Junken, die als Witwe in Heilbronn lebte. Sie reiste nach Adelmansfelden, um nach dem Rechten zu sehen. Gültlingen ließ ihr sagen, er sei erfreut, sie persönlich sprechen zu können; doch glaube er, daß sie bloß gastweis da sei und ihm durch Abtransport ihrer Möbel das Schloß räumen wolle. Die erzürnte Freifrau gab ihm aber zur Antwort, daß sie das ihr Geraubte wieder in Besitz nehme und beschwerte sich darauf bei Baron Anselm Adelmann, der Ritterhauptmann im Kocherischen Bezirk war. Dieser lag mit dem Freiherrn schon länger im Streit und so beschloß er, Gültlingen für seine unrechtmäßige Besitzergreifung zu strafen.

In der Nacht auf den 16. November des Jahres 1771 sammelte Anselm Adelmann seine Hohenstadter und Schedingener Bauern, die er durch 28 herzoglich württembergische Husaren und 25 Mann Gmünder Stadtsoldaten verstärkt hatte und marschierte mit ihnen nach dem Wildenhof. Gültlingen, der nichts Gutes ahnte, hatte auch seine und Junkenschen Bauern zusammenrufen lassen und sie in seinem Hause oder nebenan

im Gesindehaus untergebracht. Die Adelmännischen Bauern mußten sich zum Teil in den Wäldern rings um den Wildenhof aufstellen, damit der Freiherr ja nicht entweichen konnte. Bei Tagesgrauen marschierten die Husaren im Wildenhof ein, und ihr Anführer, der Rittmeister von Dehn rief: „Mord Sacrement! Herr von Gültlingen gucken Sie raus!“ Der Freiherr fuhr aus dem Bett, zog seinen Schlafrock und seine Pantoffeln an und zeigte sich am Fenster. Darauf rief ihm der Rittmeister zu: „Der Herzog von Württemberg läßt Ihnen befehlen, sich mit Ihren Leuten zu ergeben.“ Gültlingen gab ihm zur Antwort, er habe seine Sache bei dem höchsten Richter bereits angebracht und forderte von dem Rittmeister, daß er seinen Befehl schriftlich vorzeigen solle. Seinen Bauern habe Gültlingen dann befohlen, sich mit Prügel, Heu- und Mistgabeln an die Fenster und Türen zu stellen, dagegen habe er ihnen das Schießen verboten. Der Husarenanführer machte sich indessen mit seinem Säbel eine Oeffnung durchs Fenster der herrschaftlichen Wohnstube, und adelmannische Zinderleute hieben die Haustüre am Gesinde- und Herrenhaus ein. Jetzt begann auch eine Schießerei, ohne daß man wußte, auf welcher Seite der erste Schuß gefallen war. Ein Gültlingischer Bauer (der Schaufelmacher Doderer) wurde erschossen. Fünf andere Gültlinger Untertanen starben an den erhaltenen Wunden (Friedrich Höflinger, Georg Steiger, Jakob Kurz.) Verletzt wurden auf beiden Seiten etwa 30 Mann u. a. Jakob Rötter, Heinrich Funk, Georg Röd, Jakob Kleiber, Michel Bogt, Christian Schock, Bernhard Dirich, Georg Bäuerle, Hans Horlacher, Matthäus Ammon, Michel Stegmeyer, Christoph Schüle, Friedrich Häuser, Kaspar Eller, Heinrich Ruhn, Martin Ellinger, Hans Schürle, Georg Hopf, Georg Schenk. Der 6jährige Bube des Freiherrn lag noch im Bett und Gott habe von ihm gegen 50 Kugeln abgewendet. Ein Adelmännischer Bauer wollte ihn todschlagen. Der Husarentorporal Lotterer hat ihn aber nach dem Bauern entrisen und den Eltern zugestellt. Der Freiherr selbst wurde am Kopf verwundet, und seiner Frau sei der Rücken grün und blau geschlagen worden. Am besten ist jedenfalls seine Tochter weggekommen, von der weiteres nicht gemeldet wird. Nach dem Kampf begannen dann vor allem die Adelmännischen Bauern zu plündern und zwar so gründlich, daß „von allem Vorrath und Hausgeräthe nicht der Nagel an der Wand stecken blieb“. Was man nicht mitnehmen konnte, wurde zusammengeschlagen, ja sogar der eiserne Ofen vom Hüttenwerk in Wasseralfingen wurde eingerissen. Auch wurde im Siegestrausch viel Unfug getrieben, so seien die Verwundeten mit Eiern geworfen worden.

Die Kriminalanzeige Gültlingens, deren Inhalt natürlich mit Vorsicht aufzunehmen ist, berichtet noch folgende Einzelheiten:

„Vier Husaren setzten zugleich dem Gottfried Schielen ihre Karabiner auf die Brust, als er eben über den erblakten Doderer wegsprang, und in der Angst vor der jetzt eingefallenen Thüre profitieren und der Todesgefahr entlaufen wollte. Und sie waren schon im Abdruck, als er sich in dieser Bestürzung das Herz faßte, die so nahe Feuer-Röhren mit beyden Händen wegzuschlagen, so daß alle 4 Schüsse unter seinen Armen wegdonnerten. Ergrimmt über diesen mißlungenen Mord, schlugen ihm jetzt alle die umgewendeten Gewehre über den Kopf, daß er sogleich betäubt zu Boden sank, und kaum konnte er sich wieder ein wenig entsinnen, als er noch zwei Säbelschläge über den hinteren Teil des Kopfes bekam, und nun mit Blut überzogen in den Hof in die Mistgrube geschleift wurde, wohin man alle bey Häufen zusammen warf.“

„Hans Beitz Schön, der sich auf den oberen Boden geflüchtet, und hinter das Kamin versteckt hatte, wurde von etlichen Gmünder Soldaten bey den Haaren herfür gezogen, und erstlich barbarisch geschlagen, sodann die Stiege hinunter und auf den Hof zum Haufen geworfen, worauf er noch einen Säbelschlag in den Kopf bekam, auch ihm noch ein Loch in den Kopf geschlagen, und er noch weiter jämmerlich zerprügelt wurde, also, daß er den rechten Arm 8 Tage lang nicht zum Munde bringen konnte.“ Johann Michael Röd sprang ebenfalls, wie er den Doderer todt zur Erde fallen gesehen, durch die eingehauene Haus Thüre hinaus, woben er von einem Husaren tief in den Kopf gehauen, von den Adelmännischen Bauern aber zu Boden geschlagen, und so oft er sich wieder aufrichten wollte, allemal wieder darnieder geschlagen, und endlich zu dem Haufen in die Mistgrube geworfen wurde, worauf erst noch die Gmünder Soldaten ihren Muthwillen an ihm ausübten, die mit Flinten ganz unbarmherzig auf ihn los, und ihn fast zu todt schlugen.“

Mit unverbundenen Wunden wurde Gültlingen nach der Hammerschmiede gebracht, wo eine Junkensche Kutsche mit Ellwanger Postpferden bespannt, ihn und seine Familie erwartete. Die Kutsche fuhr dann unter militärischer Begleitung nach Adelmannsfelden und dort zum Spott und Triumph zweimal im Dorf herum. Die Bauern wurden gebunden, zum Teil in Ketten gelegt, auf einen Ochsenwagen geworfen und auch nach Adelmannsfelden geführt.

Im Kirchenbuch steht, es war für den Herrn Pfarrer ein trauriger Anblick „als er die armen Leute, theils in Ketten und Banden, theils mit Blut gefärbt, an seinem Haus vorbeiführen sah.“ Im Schloßhof mußten sie aufs neue der Frau von Junken huldigen und wurden dann entlassen. Am nächsten Tag wurden sie aber wiederum gerufen und verhört. Jedemfalls wollte man ihnen das Geständnis abnötigen, daß aus dem Hause zuerst geschossen worden sei. Gültlingen ließ sich indessen im oberen Birtheim (zum Hirsch), das ihm gehörte, nothdürftig seine Wunden verbinden. Nach wenigen Stunden ging die Reise in der Postkutsche weiter nach Schelchingen „auf zum Unbringen rauhesten Wegen“. Dort blieb er über Nacht. In der Frühe des andern Tages ging's weiter. Vor der Abfahrt bat er um ein wenig Heu, um seine Füße warm zu halten. Es wurde ihm versagt. Freiherr von Lang in Leinzell erbarmte sich seiner. Er schenkte ihm einen Fuhsack und ließ von einem Arzt Gültlingens Kopfwunden verbinden. Am Abend kam man nach Gmünd. Dort blieb er 12 Tage, stets von 9 Mann bewacht. Von Gmünd brachte man ihn nach Eßlingen, wo er in eine Gefängniszelle geworfen wurde, die vorher ein Augsburger Mörder inne gehabt hatte, der „durch das Rad vom Leben zum Tod gebracht wurde.“ Seine Gegner übergaben den Streitfall dem kaiserlichen Gericht u. verklagten Gültlingen wegen Landesfriedensbruch, da aus dem Haus zuerst geschossen worden sei. Sie baten zugleich den Kaiser, Gültlingen auf ewig in eine Festung zu setzen.

So schlimm wurde es aber für den Freiherrn nicht; denn er wurde am 14. Jan. 1772 wieder auf freien Fuß gesetzt. Wertwürdigerweise wartete nun Gültlingen mit seiner Klage bis 3. Dez. 1773, wie es heißt, „aus Mitleid mit dem Baron von Adelmann und dessen Weib und Kindern und in der Hoffnung, derselbe werde sich bessern.“ Jedenfalls wird sein Gewissen auch nicht ganz sauber gewesen sein.

Am 17. Juli 1777 kam die gerichtliche Entscheidung:

1. Von Gültlingen wird von der Anklage auf Landesfriedensbruch freigesprochen.

2. Gültlingen ist durch hinzugefügte harte Mißhandlungen unrecht und zuviel gefan worden.

3. Die Ritterschaft des Kantons Kocher wird deshalb verurteilt, Gültlingen 55 000 Gulden zu bezahlen.

4. Ebenso erhalten die Witwen der Getöteten 600 fl. und die Verwundeten Ersatz des erlittenen Schadens und der Kurkosten.

5. Die Prozeßkosten muß ebenfalls die Ritterschaft bezahlen.

Freiherr von Gültlingen freute sich gewaltig seines Sieges. Er ließ sich am Sonntag nach der Kirche vor das untere Wirtshaus (Schulhaus) einen Stuhl stellen und zeigte den aus der Kirche kommenden Leuten die mit großen goldenen Buchstaben geschriebenen Akten des Urteils. Ob er sich an den vielen, vielen Gulden auch freuen durfte! Ich glaub es nicht. Im nächsten Jahr ließ er sogar die Freudenbruckschrift mit dem Holzschnitt herstellen, die in Adelmansfelden noch in verschiedenen Exemplaren vorhanden ist.

† Pfarrer Stadelmann. Lehrer Gansser.

Die Haubenwäscherin.

Schedingen hat in der näheren und weiteren Umgebung mehrere reizende Tälchen, die gewöhnlich auf beiden Seiten von kleinen, meist mit Buschwerk und vereinzelt auch mit Bäumen bewachsenen Abhängen, sogenannten Halden, eingesäumt sind. Ein solches finden wir auch im Südosten der Markung, in der Nähe des Niedhofes. Der obere Teil desselben hat ein nicht unbedeutendes Waldgebiet: Das „Niedenloh“ und das „Alte Holz“. Zwischen beiden ist, gleichsam als Grenzscheide, eine tiefe Waldklinge, in welcher ein silbernes Bächlein, das seinen Ursprung in einer nahe gelegenen Quelle, dem sogenannten „Alten Brünnele“, hat, stets plätschernd dahinfließt. Zur Regenzeit und zur Zeit der Schneeschmelze wird das muntere Bächlein ein wilder Geselle, der wildschäumend der Waldlichtung und dem Tale zueilt.

Alte, mit Efeu berankte Tannen und schlanke Fichten, vermischt mit allerlei dichtem Unterholz, verleihen diesem etwas entlegenen Waldrevier ein düsteres Gepräge, das bei ängstlichen Gemütern leicht schauerliche und gruselige Gefühle hervorruft. Wenn dann in dunklen Nächten der Walddauz sein schauerliches Gejohle mit dem Brausen und Heulen des Sturmwindes vermischt, so glaubt man dazwischen das Lied der dorthin verbannten Haubenwäscherin zu hören:

Zuchheißa ihr Jungfern, kommt alle geschwind,
Schon flattern die Hauben, es fiedelt der Wind.
Heut' geht es zum Tanze am Grunde der Quell
Wo Nixen und Elfen viel hundert zur Stell.

Die flechten den Zwergen zum Reigen den Kranz
Und zaubern euch allen viel gülden Glanz.
Drum eilet herbei in den gurgelnden Grund;
Der Wäscherin Freud ist die tanzende Rund'.

Hier also, in dieser Waldbeschlucht und in diesen Wassern, vor allem in der gurgelnden Quelle ist der Aufenthaltssort der gefürchteten Haubenwäscherin. Gleich Nixen und Nymphen weilt sie am liebsten still und verborgen in den kühlen Wasserkammern. Von Zeit zu Zeit aber rumort sie gewaltig in ihren verborgenen Klüften, so daß die Wasser brodelnd und schäumend hervorbrehen und sprühender Gischt sich weit über die Ufer ergießt. Dies ist besonders der Fall an recht stürmischen Regentagen. Da soll es dann vorgekommen sein, daß die daselbst mit der Bewässerung ihrer Wiesen beschäftigten Bauern die allüberall mit Gewalt hervorbrehenden Wasser nicht mehr bewältigen konnten und in den Bahnen zu halten vermochten. Ganz durchnäßt seien sie nach Hause gekommen und hätten erzählt, die Haubenwäscherin hätte ihnen diesen Streich gespielt.

An besonders schönen Tagen, wenn weit und breit niemand in der Nähe zu sehen und zu hören war, stieg sie auch aus den Wassern, und man konnte sie mit ihrer im Winde flatternden Haube beobachten, wie sie ihre Wäsche auf dem Rasen bleichte und trocknete. Sobald sich aber jemand im geringsten nur irgendwie bemerkbar machte, verschwand sie in größter Eile unter kläglichem Gewinsel und ließ sich dann längere Zeit nicht mehr blicken.

Seit mehreren Jahrzehnten hört man nichts mehr von der Haubenwäscherin, und auch die Sage selber wäre verloren gegangen, wenn nicht der alte Langenbauer von Schedingen immer und immer wieder, wenn auch oft tauben Ohren, davon erzählt hätte. Aus eigener Erfahrung konnte er von den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts an alle Vorkommnisse und Ereignisse erzählen und hatte von seinem Großvater (geboren 1763), mit dem er noch sechzehn Jahre zusammenlebte, vieles aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts erfahren. Ueber die Entstehung dieser eigenartigen und seltsamen Sage von der Haubenwäscherin wußte er folgendes Interessante zu erzählen:

In einem Haus auf dem Marktplatz in Schedingen, welches heute noch steht, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Frau in ziemlich ärmlichen Verhältnissen. Sie besorgte für andere Leute im Dorfe die Wäsche um billiges Geld und stellte auch die damals von allen Weibspersonen getragenen Hauben (Bündelhauben) her und besserte solche aus, indem sie denselben flimmernde Gold- und Silberborten annähte, auch ein neues Bödele einsezte und so den verbliebenen Kopfbedeckungen wieder frischen Glitz und Glanz gab. Heutzutage sind solche nur noch in wenigen Häusern als Ueberbleibsel vergangener Zeiten und als Rarität verschwundener, bäuerlicher Tracht zu finden. An der Länge und Breite der Bänder und dem Glanz des Bödele konnte man die Wohlhabenheit der betreffenden Trägerin ablesen.

Diese Wäscherin und Haubenmacherin hatte auch die Kirchenwäsch zu besorgen und kam deswegen bei der Ablieferung derselben auch öfters in die Sakristei. Diese Gelegenheit soll sie benützt haben, um von alten und abgelegten Maßgewändern die Goldborten heimlich zu entfernen, um dieselben für sich zum Ausputz der Hauben und zu andern profanen Zwecken, vielleicht auch gar zu Maskeraden, zu verwenden. Schon zu ihren Lebzeiten galt diese Frau als eine recht sonderbare und kuriose Persönlichkeit, von der man sich alles mögliche Geheimnisvolle erzählte, und bei ihrem Tode ereignete sich erst recht etwas Eigenartiges und Auffallendes. Als nämlich die Leute sich zur Beerdigung vor ihrem Hause auf-

stellten und der Trauerzug sich in Bewegung setzte, sei die Verstorbene „leibhaftig“ unter dem Fenster gestanden und habe ihrer Leiche nachgesehen. Sein Großvater — erzählte der alte Langenbauer — habe sie selber auch gesehen. Längere Zeit hindurch sei es dann in dem Hause nicht mehr „ganz sauber“ gewesen, man habe sich allerhand Geistesput erzählt, und die Leute hätten in dem Hause nicht mehr wohnen können. Man habe dann, um endlich Ruhe zu bekommen, von Untergröningen, wo bis 1803 Kapuziner waren, zwei Ordensgeistliche kommen lassen, damit sie durch Gebet und Beschwörung dem unruhigen Geist und dem ganzen Hause Ruhe verschafften. Jene Kapuziner hätten alsdann den Geist der Haubenwäscherin, wie man sie allgemein nannte, in einen sog. Sutterfrug hineinbeschworen, der an einen abgelegenen Ort verbracht werden mußte. Die Leute hätten denselben im „Alten Holz“ vergraben, wohin von da an die Haubenwäscherin verbannt war und der Sage nach dort heute noch weiterlebt.

Frühling

Sorch, in den Lüften ein Schwingen und Klingen,
Ein tausendfaches beflügeltes Heer
Erfüllt die Welt mit Jubeln und Singen
Und feiert fröhliche Wiebertehr!

Und mag es manchmal noch stürmen und toben,
Wir fürchten jetzt nicht mehr des Winters Dräu'n;
Die goldne Sonne am Himmel droben,
Sie leuchtet ins hoffende Herz hinein!

Drum laßt uns fröhlich sein, laßt uns singen,
Boll Lenzluft durch Fluren, durch Felder und Hag,
Wie der Lerche Lieder gen Himmel dringen,
So laßt uns grüßen den Frühlingstag!

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Nach langer Pause erscheinen in der vorbildlichen Sammlung Beiträge zur Lauchheim-Rapfenburger Geschichte zwei neue Hefte: Nr. 11: Lauchheims Vergangenheit, eine gedrängte gelungene Uebersicht über die Vergangenheit Lauchheim's, die an die Stelle der 1907 erschienenen, nunmehr vergriffenen „Chronik von Lauchheim“ tritt — und Nr. 12: Lauchheim im Glanze der Dichtung — eine Sammlung schlichter Heimatgedichte. (Verlag Franz Bucher, Ellwangen; Preis je 30 Pfg.).

Das dritte Heft der neuen Folge der „Fundberichte aus Schwaben“ — ein stattlicher Band von 211 S. Text nebst 80 Abbildungen und 34 Tafeln — gibt Kunde von der regen Erforschung unserer heimischen Früh- und Vorgeschichte in den Jahren 1924—1926. Getreulich verzeichnet und würdigt er alle Altertumsfunde in größeren und kleineren Beiträgen; in einem besonderen Aufsatz, dem eine Abbildung beigegeben ist, wird der röm. Grabbau bei Alalen (aufgedeckt Juni 1925 von Dr. Paret) dargestellt und gewürdigt. Den Mitgliedern des anthropologischen Vereins geht das Heft als Vereinsgabe kostenlos zu. (Jahresbeitrag 3. Rt. 4 M.)

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Vom ehrsamem Papiermacherhandwerk.

Ein Beitrag zur Industriegegeschichte unseres Bezirks.
Von J. Kammerer.

Als vor etwa 600 Jahren das edle Handwerk der Papierer in Deutschland seinen Einzug hielt, da war unser schönes Schwabenland eines der ersten unter den deutschen Ländern, da die Kunst des Papiermachens heimisch wurde. In Ravensburg, das an der bedeutenden Handelsstraße des Mittelalters lag, die von Italien durch Rhätien, Chur über Ravensburg führte, sind die ersten Papiermühlen Schwabens geschichtlich nachzuweisen. Nach der Sage war es das schweizerische Geschlecht der Holbein, dort ein Werk ums andere im Laufe der Zeit errichtete. Viele der Papiermühlen, die in der Folgezeit da und dort über Schwaben zerstreut entstanden, meistens in stillen, einsamen Tälern mit reichlichem und reinem Wasser, sind inzwischen wieder eingegangen, da sie mit dem Wettbewerb der mit neuzeitlichen Maschinen arbeitenden Papierfabriken nicht mehr mithalten konnten. Nur wenigen war es vergönnt, aus kleinen Anfängen sich fortentwickeln zu dürfen zu einem modernen Großbetrieb. Zu diesen wenigen Werken, die durch die Jahrhunderte Bestand hatten und aus bescheidenen Anfängen sich zum neuzeitlichen großangelegten Betrieb entwickelten, gehört auch die Papierfabrik Untertürkheim, die im Jahre 1913 auf 300 Jahre des Bestehens zurückblicken durfte.

Verhältnismäßig spät, nachdem Reichsstädte und Klöster vorangegangen waren, ging auch die gefürstete Reichspropstei Ellwangen daran, eine Papiermühle zu gründen. Johann Christoph von Westerfetten, der nachmalige Bischof von Eichstätt, der von 1603 bis 1613 die Würde eines Fürstpropstes innehatte, war ein Mann von großem Unternehmungsgest, den er besonders auf volkswirtschaftlichem Gebiet befandete. Auf sein Betreiben hin wurden die Erzlager am Brauenberg bei Wasser-

alsfingen entdeckt und ausgebeutet; er veranlaßte den Bau eines Schmelzofens und Eisenhammers bei Abtsgründ; er ist's gewesen, der, wie es in der Gründungsurkunde vom 23. August 1613 heißt, „zur Besserung Landt und Leutt (Ellwangen zu gutem)“ eine Papiermühle zu Unterkochen errichten ließ und sie dem Meistergesellen Hans Züch aus Rempfen (der sich später auch Züch schreibt) in Bestand (Pacht) vergab. Für die ersten vier Jahre wurde ihm das jeweils auf Bartholomäi zu entrichtende Bestandgeld (Pachtzins) auf 200 fl. festgesetzt, das auf 240 fl. ansteigen sollte, sobald die Mühle in guten Gang komme. Im Bestandbrief wurde Züch neben anderen Vergünstigungen die jährliche Lieferung von 20 Klafter Brennholz und zwei Fuder Kohlen (Holzkohlen) aus den fürsttröpftlichen Wäldungen zugesagt. Für das an die fürstliche Kanzlei zu liefernde Papier (Regal-, Post-, Kanzlei-, Kopier- und Matulaturpapier) wurden dem Pächter bestimmte Preise vorgeschrieben. Einen wertvollen Einblick in das Papierhandwerk, wie es damals betrieben wurde, gewährt das aus dem darauffolgenden Jahr 1614 stammende „Inventari über die Papiermüllin zu Unterkochen den 3. Martij A. d. 1614.“

Beim oberen Geschirr:

- 1 Radt
- 1 Welbaum
- 6 Lächer
- 23 Strempfel

Beim mittlern Geschirr:

- 1 Wasserradt

Beim ndern Geschirr:

- 1 Radt
- 1 Welbaum
- 6 Lächer
- 23 Strempfel
- 10 Eisenschaufelzapfen in den Welbäumen
- 17 Eisenplatten in den Lächern
- 2 Butinnen, daran
- 4 Eisen Ringe
- 2 Kupferin Gliethäfen
- 2 Naß Pressen und
- 2 Züg darzu
- 2 Seyler an den Zügen
- 8 Underschiedliche Zeug Kästen
- 1 Heb Eisen
- 1 Eiserner schlegel

Oben ufem Boden:

- 2 Truetzen Pressen
- 8 Centner gerine Henthsenler
- 3 Glättstein
- 3 Furmen

In der Leimthuch:

- 1 Leimthössel
- 1 Leimpreffe

Im Bohnhaus:

- 1 Hölhafen
- 3 Centner eisen Gewicht
- 1 Kampfradt
- 1 Welbaum
- 1 Drylauf
- 5 Lächer
- 20 Strempfel.

Zum Verständnis dieser Bestandaufnahme sei in Kürze das Wichtigste aus der Geschichte und dem Werdegang des Papiers berichtet. Der Wunsch, besseres, einfacher zu handhabendes Schreibmaterial zu bekommen, führte zur Erfindung des Papiers. In den ältesten Zeiten dienten Steine, Holztafeln, Metallplatten, Tontafeln u. ä. als Schreibmaterial. Das waren freilich z. T. recht dauerhafte Stoffe, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende überdauern konnten, wie die aus den Archiven und Bibliotheken des Zweistromlandes Mesopotamien geborgenen tausend und aberthausend Tontafelchen, die auf uns gekommen sind und von der hohen Blüte menschlicher Kultur vor 6000 Jahren uns Kunde geben. Aber wie umständlich und zeitraubend war das Schreiben auf solchen Stoffen! Da war es schon ein gewaltiger Fortschritt, als (wahrscheinlich schon im 4. Jahrtausend vor Christi Geburt) das Papier auftauchte. Es hat seinen Namen von der Papyrusstaude, aus deren Zellengewebe es bereitet wurde. Man schnitt aus ihm schmale Streifen, die ziemlich dicht nebeneinander gelegt wurden. Nachdem man über eine solche Schicht eine andere in kreuzweiser Ordnung darübergelegt hatte, durchtränkte man das ganze mit Wasser, in dem Gummi aufgelöst war. Darauf wurde die Masse gepreßt und getrocknet, mit einer dünnen Mischung von Stärketeileister überstrichen, nochmals gepreßt und getrocknet und schließlich mit Elfenbein oder ähnlichem Material geglättet, was aber nur bis zu einem gewissen Grade gelang. Dieses Papier hatte freilich neben der Streifigkeit noch den Fehler, nicht weiß, sondern graubraun zu sein. Besser war das Papier, das in China vor 2000 Jahren selbstständig erfunden wurde. Dort wurde es aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums unter Beimengung von Seidenlumpen, vielleicht auch von Baumwolle hergestellt. Diese Herstellungsweise verpflanzte sich in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung über Vorderasien nach Arabien und Aegypten. An Stelle der Baumwolle traten bald Lumpen. Aus dem Morgenland kam dann die Kunst des Papiermachens vielleicht über Spanien auch ins Abendland, wo dann im 14., besonders aber mit der Erfindung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert die Herstellung von Papier einen großen Aufschwung nahm.

Den wichtigsten Rohstoff für die Bereitung des Papiers bildeten vor allem Lumpen oder Habern. Abgenützte, zerflossene Kleider, Wäsche, Säcke u. ä. wanderten einst auf den Dungehaufen. Die Zusammenfassung dieser Abfälle richtete sich nach den im Lande vorkommenden oder dort zu Geweben benötigten Gespinnstfasern. Zu den in Schwaben bekannten Hanf und Flachs kam noch die Baumwolle, die zu gewerblichen Zwecken viel eingeführt wurde. (Der berühmte Ulmer Barchent z. B. war ein Gewebe aus Leinentette mit Baumwollschuß). So standen dem Papiermacher als Rohstoffe dreierlei in den Lumpen vorhandene Faserstoffe

zur Verfügung: Hanf, Flachs und Baumwolle. Wolle und Seide wurden als ungeeignet ausgeschieden. Als die Papiermühlen im Lande entstanden, da wurden die Lumpen, die man bisher achtlos beiseite geworfen hatte, auf einmal ein begehrter Artikel von steigendem Wert. Lumpensammler durchzogen das Land, die auf dem Wege des Tausches dem „Papierer“ den begehrten Rohstoff erwarben. Als die Zahl der Papiermühlen sich vermehrte und damit auch die Zahl der Lumpensammler, wurden ihnen bestimmte Lumpensammelgebiete von Obrigkeit wegen zugewiesen, um so den Händeln und Streitereien vorzubeugen, die bei dem starken Wettbewerb fast unvermeidlich waren.

Wie es in einer Papiermühle ausgesehen haben mag, davon gibt uns das oben wiedergegebene „Inventari“ Kunde. Den wichtigsten Teil einer Papiermühle bildeten die Wasserräder und Stampfwerke. Während die Einrichtung der Wasserräder jedem Leser von der Mühle her bekannt ist, sind Stampfwerke zur Seltenheit geworden. Der Papiermüller nannte das Stampfwerk, das die Lumpen zu zermalmen hatte, sein Geschirr.

Wie sah nun ein solches Stampfwerk aus? Wir geben nachstehend die Beschreibung eines solchen Stampfwerks wieder aus der Feder Fr. von Höfle's, des verdienten Darstellers der württembergischen Papiergeschichte: „Vom Wasserrad her wurde mittelst Kamradübersehung ein schwerer Wellbaum getrieben, welcher in gleichmäßigen Abständen Daumen (Eisenschaukelzapfen) eingezapft enthielt. Die Daumen huben wagrechte am entgegengesetzten Ende drehbar gefaste Balken hoch, während die daran befestigten Stämpfel beim Niederfallen in einen mächtigen ausgehöhlten Trog die in demselben befindlichen Lumpen trafen. Der Trog enthielt beim deutschen Geschirr 4 bis 6 Loch (Buttenloch genannt), deren Boden mit Eisenplatten belegt war und worauf je vier eichene, eisenbeschlagene Stämpfel aufschlugen.“

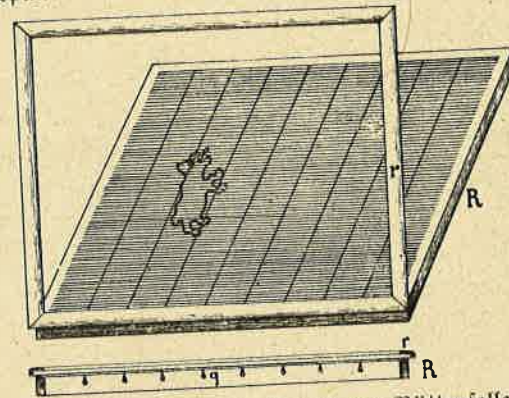
Das Rohmaterial, das die Lumpensammler brachten, wurde beim Verlesen von Knöpfen, Hasen, Schmutz befreit, dann wurden die Lumpen in handgroße Stücke gerissen und die Nähte abgetrennt. Die Lumpen wanderten darauf in den Hof oder in eine Scheuer, wo sie mit verdünnter Kalkmilch besprengt, des öftern gewendet wurden; wenn eine gewisse Fäulnis eingetreten war, waren sie für's Stampfen reif.

Das Stampfen in den Böhern erfolgte unter stetem Zufluß frischen Wassers, das durch ein Sieb wieder abfließen konnte. Waren die Lumpen nach längerem halbtägigem Stampfen genügend zerfasert, dann wurden sie herausgenommen. Dieser Faserstoff „Halbzeug“ genannt, war aber noch nicht fein genug, um zu Papier geschöpft zu werden. Er wurde unter Beimischung von Kalkmilch in Ziegeln gelagert. Darauf wurde der Halbzeug nochmals, etwa einen Tag lang, gestampft, bis gleichmäßig kurze Fasern sich bildeten. Zur Beschleunigung des Verdegangs des Papiers besaßen die Papiermühlen meistens zwei Geschirre (in U. waren es deren 3). An die Stelle der Stampfwerke, deren Arbeit mühselig und zeitraubend war, trat um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine Maschine, die der Papierbereitung große Vorteile brachte, der sogenannte Holländer, der weit leistungsfähiger war als die Stampfwerke und vor allem rascher arbeitete.

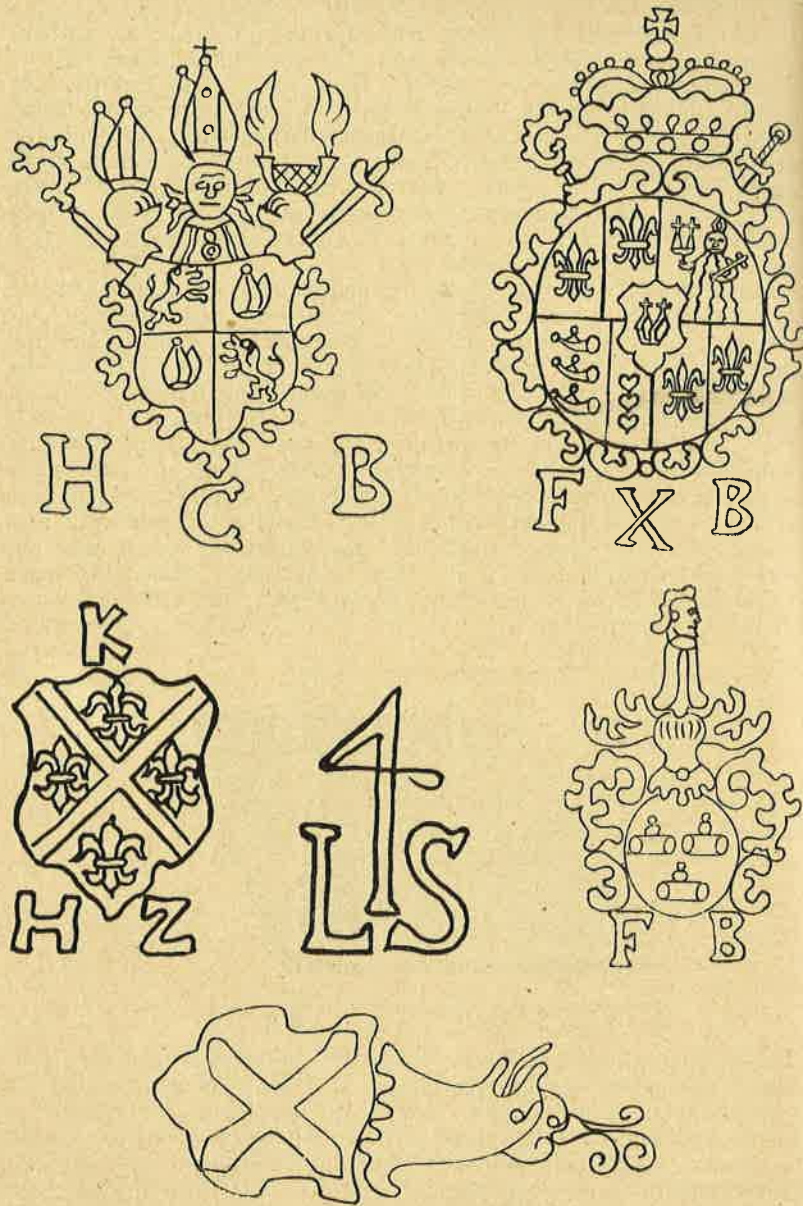
War dann der „Ganzzeug“ fertig, dann wurde er in die Bütte gebracht, dort mit viel Wasser verdünnt und ununterbrochen gerührt und von unten mittelst der Gluthäfen leicht erwärmt. Aus dem Fasern-

brei nun schöpfte der „Büttgesell“ mittelst einer Form unter Rütteln der Bewegung soviel Stoff aus der Bütte, als zur Bildung eines Bogens des Papier unter Abfließen des Wassers nötig war. Ein Gehilfe, der „Gautscher“, nahm dann die Form in Empfang und legte sie umgekehrt auf einen Filz, auf dem das nasse Papierblatt haften blieb. 182 mit Filz abwechselnde aufeinandergestellte nasse Papierbogen bildeten einen „Bauscht“ oder „Post“. Diesen „Bauscht“ hatte dann der „Leger“ unter der Kappresse auszupressen und dann zu zerlegen. Die Bögen kommen darauf auf den Trockenboden, wo sie an Senkseilen zum Trocknen aufgehängt wurden.

Dieses Papier war freilich noch unvollkommen; es fehlte ihm die für's Schreiben so wichtige Leimung. In diesem noch unfertigen Zustand eignete es sich vorzüglich als „Druckpapier“. Papier, das als Schreibpapier verwendet werden sollte, wurde in die Leimküche gebracht und in den im Leimeßel aus Schaffrüben, Kalbsköpfen u. ä. gekochten Leim getaucht, Bogen für Bogen, darauf unter die Leimpresse gelegt und zum Trocknen aufgehängt. Legte man auf gute Leimung wert, so wurden die getrockneten Bögen noch ein zweites Mal in eine schwache mit Alaun geklärte Leimlösung getaucht, gepreßt und zum dritten Mal getrocknet! Nach dieser mühseligen Arbeit kam noch das Glätten. Das Papier wurde auf eine Unterlage gelegt und mit einem polierten Glättstein von Hand abgerieben. Nun wurden die fertigen Bögen gemustert, fehlerhafte ausgeschieden oder verbessert, abgezählt und verpackt.



Das wichtigste Werkzeug für die Arbeit des Büttgesellen war die Form. v. Höfle beschreibt sie folgendermaßen: „Sie hat folgende Bauart: ein Parholzrahmen R, etwas größer als der zu schöpfende Papierbogen, durch in gleichem Abstand eingezapfte Querstäbchen q stabil gemacht; auf diesem Holzgitter ist ein Gitter aus Metalldrähten solid befestigt, dessen Längsdrähte sehr eng gelagert, parallel zur Längsseite der Form liegen, während einige Querdrähte obigen Querstäben aufgelagert und zwecks besserer Haltbarkeit mit den Längsdrähten verflochten sind. Um beim Schöpfen ein Abfließen von Brei zu verhüten, ist der Form noch ein leichtes offenes Holzrähmchen r beigegeben, das sich mittels eines Fisches der Form leicht auslegen läßt. Verwendung feinen oder starken



„Die oben abgebildeten Wasserzeichen stellen dar: 1) ein W3. des H. C. Bullinger mit dem Adelmänn'schen Wappen (halbes Sieb mit Federn), 2) ein W3. des F. X. Bullinger mit dem Fugger-Blätt'schen Wappen, 3) ein W3. des H. Zuckh mit dem Wappen der Stadt Ellwangen, 4) ein W3. des L. Schmidt. Der Vollständigkeit halber werden noch W3. von einstigen Papiermühlen des weiteren Bezirks abgebildet, nämlich 5) ein W3. des F. Baurlin von der Papiermühle bei Adelmänn'sfelden mit dem Hohenstein'schen Wappen (3 Fischlägel) und 6) ein W3. von der Gräfl. Dettling'schen Papiermühle in Aufhausen mit dem Dett. Wappen (Brackenkopf und Andreas-Kreuz)“.

Drahts, dann kleiner oder größerer Abstand der Drähte geben dem mit der Form geschöpften Papier das verschiedenartige Aussehen, das „fein oder grob gerippt“ bezeichnet wird. Schon 1280—90 kamen die Italiener auf den guten Einfall, Figuren auf der Form zu befestigen; solche waren (oft aus sehr starkem Draht gebildet) auf das Drahtgitter aufgenäht und prägten sich in den nassen Stoff ein; das sind die sogenannten „Wasserzeichen“.

v. Höfle gibt in seiner „Württembergischen Papiergeschichte“ Abbildungen von 11 verschiedenen Wasserzeichen, wie sie in Unterföcken im Laufe der Jahrhunderte gebraucht wurden (vgl. die Abbildungen). —

Im Jahre 1613 ist der Meistergeselle Hans Züch (Zinck) aus Rempten als erster Beständer (Pächter) auf der neu erbauten Papiermühle aufgezogen. Das junge Unternehmen gedieh erfreulicherweise, denn schon 1621 verlangten mehrfache Verbesserungen der Einrichtung, auch Vergrößerung des ihm zu eng gewordenen Wohnhauses.

Ihm folgte im Jahre 1628 als neuer Beständer Jerg Ernst. Die Wirren des 30jährigen Krieges scheint die Papiermühle überstanden zu haben, wenn auch durchziehende Soldaten des öfteren plünderten. Nachfolger des Jerg Ernst wurde 1651 Leonhardt Schmidt. Er hat als erster das Wappen des regierenden Fürstpropsts, in diesem Fall des Propstes Johann Christoph Adelmann von Adelmänn'sfelden als Wasserzeichen geführt. 1688 zog dann Schmidts Tochtermann, Hans Kaspar Bullinger auf. Bullinger, der Stammvater einer weitverbreiteten hoch geachteten Papiererfamilie verstand es, die Papiermühle sachgemäß zu betreiben. Wie einträglich das Gewerbe war, geht daraus hervor, daß er 1696 zu Christgarten im Ries eine Papiermühle im Ries erwerben konnte, deren Verwaltung er seinem Sohne Leonhard übertrug. Hochbetagt starb B. in Unterföcken.

Seinem Enkel Georg Friedrich Bullinger war es vergönnt, im Jahre 1741 die Papiermühle gegen einen Kaufpreis von 2000 fl. zum Familienbesitz zu machen. Etwa um 1785 trat sein Sohn Franz Xaver Bullinger das Erbe an. Im Februar 1793 wurde die Papiermühle von einem schweren Unglück betroffen: vermutlich durch gelegtes Feuer, welches morgens um 1/6 Uhr im dritten Hängboden aufging, sank das ganze schöne Anwesen in Schutt und Asche; gegen 400 Personen aus 6 benachbarten Orten mit 7 Feuersprihen vermochten dem großen Brand nicht Einhalt zu gebieten. Ueber den Wiederaufbau liegen nähere Nachrichten nicht vor, außer der Nachricht, daß die hiezu benötigten Steine von der Ruine der 50 Jahre zuvor zerstörten Kocherburg geholt wurden!

Nach dem frühen Tod Franz Xaver Bullingers übernahm sein Bruder Johann Konstantin B., der bisher die Christgartener Papiermühle innegehabt hatte, 1803 den Unterföckener Betrieb bis zu seinem Tode 1808. Herzog Friedrich II. von Württemberg, der in der Zwischenzeit die Fürstpropstei seinem Gebiet einverleibt hatte, bestätigte B. 1803 aufs neue seine alten Rechte. Nach dem Tode Bullingers wurde das Geschäft unter der Firma „Franz Xaver Bullinger Wwe. und Co.“ weitergeführt. Franz Karl Bullinger, der nach seiner Mutter Tod 1834 das Werk übernahm, hat 1837/38 die erste Papiermaschine aufstellen lassen, bei deren Bau ihn sein Freund Schaeuffelen in Heilbronn beraten hat. Die Betriebskraft war ausschließlich Wasser, auch für die Papiermaschine. Wiederholte Unglücksfälle (Wasser- und Brandschaden) und die

schlechte Geschäftslage zwangen ihn 1846 den Familiensitz zu verkaufen, auf dem durch anderthalb Jahrhunderte 5 Generationen der Familie gewirkt hatten.

In den folgenden Jahren hat die Untertochener Papierfabrik rasch nach einander den Besitzer gewechselt. C. C. Egelhaas, der sie 1846 erworben hatte, trat sie schon 1850 an die Leihkasse Aalen ab, die 1855 das Werk an den Sprossen einer alten Papiermachereifamilie, Friedrich Ebblinghaus aus Hemer in Westfalen verpachtete. Ebblinghaus hat dann das Jahr darauf das Werk durch Kauf an sich gebracht, dessen Leistungsfähigkeit er durch Vergrößerung und Einrichtung einer Dampfmaschine, eines Dampfkessels, weiterer Holländer und Lumpentocher wesentlich hob. Aus seiner Fabrik stammte das Papier der Zeitschriften, die der aufstrebende Verlag Hallberger in Stuttgart herausgab: „Illustrierte Welt“, „Buch für Alle“, „Ueber Land und Meer“. Für die damalige Zeit lag freilich Untertochen recht abseits vom Verkehr; die ganze Produktion ging noch auf der Achse nach Stuttgart, als die nächstgelegene Bahnstation. Ein solcher Transport, der aus 3, 4 Frachtwagen bestand, war drei Tage unterwegs.

Nach dem Tode Ebblinghaus, im Jahre 1868 wurde die Fabrik von der Witwe und ihren Söhnen betrieben, bis dann 1881 die Witwe das ganze Anwesen an ihren Sohn Paul und dessen Schwager Karl Hüber aus Schweinfurt veräußerte, die unter der Firma Ebblinghaus, Hüber u. Co. den Betrieb weiterführten. In den siebziger Jahren gingen die Besitzer zur ausschließlichen Verarbeitung von Zellulose und Holzstoff über, aber es dauerte nicht lange, so wurde das Werk von anderen günstiger gelegenen neuzeitlich eingerichteten Werken überflügelt. Versuche, die Ungunst der Lage und der Einrichtung auszugleichen, schlugen fehl, sodaß nichts anderes übrig blieb, als 1892 das Unternehmen an eine Aktiengesellschaft „Maschinenpapier- und Holzstoff-Fabriken Untertochen“, später „Papier-Industrie Untertochen“) abzutreten. Aber auch ihren Bemühungen war es nicht vergönnt, dem Uebel wirksam zu begegnen. Am 1. Oktober 1899 ging das Werk an die jetzige Firmainhaberin „Papierfabrik Untertochen G. m. b. H.“ über. Unter der tatkräftigen Leitung der Direktion wurde die Fabrikation feinerer Papiere, auf die die Lage Untertochens mit seinem vorzüglichen Fabrikationswasser und das Vorhandensein eines Stammes eingefessener Papiermacher hinwies, wieder aufgenommen und mit aller Macht mit dem zu diesem Zweck notwendigen durchgreifenden Umbau der ganzen Einrichtung begonnen. Die folgenden Jahre gelten dem inneren und äußeren Ausbau der ganzen Anlage, der planmäßig von statten ging. Ein Großfeuer, das am 8. September 1909 ausbrach und innerhalb weniger Stunden den größten Teil des Werkes vernichtete, schien das mühsam aufgebaute Werk zu vernichten. Mit verdoppeltem Eifer wurde das Werk des Neuaufbaus aufgenommen; nach wenigen Monaten erstand aus der Asche des alten Werkes eine moderne Anlage. Aber auch nach Beendigung des Wiederaufbaus gab es keinen Abschluß der Umbauten und Verbesserungen; keine moderne Fabrik, die auf der Höhe bleiben will, kennt einen solchen, denn Stillstand wäre hier, zumal heute im Zeitalter des Dawestributs, Rückschritt.

Drei Jahrhunderte hindurch haben wir die Schicksale der alten Papiermühle zu Untertochen verfolgt — eine Stätte rastloser, zäher Arbeit vieler Papiermachergeschlechter ist sie zu einer modernen Papierfabrik herangewachsen; möge ihr eine stets glückliche Zukunft beschieden sein!

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Wie es vor zweihundert Jahren auf dem Aalbuch zuing.

Aus einer Beschwerdeschrift der Bürger von Bartholomä aus dem Jahre 1735.

Dargeboten von E. G. Lechler.

Vorbemerkung: Aus einer Beschwerdeschrift der Bürger von Bartholomä vom Jahre 1735 an den Rittershauptmann des Kantons Kocher Eberhard Maximilian Baron vom Holz in Alsdorf über die Mißstände unter der Pappenheim-Wollmershausen'schen Herrschaft ist das Folgende entnommen. Zum besseren Verständnis sei noch darauf hingewiesen, daß das in der Nähe gelegene Irmannsweiler, sowie der Hof Hesselshwang schon damals zu Württemberg gehörten, während der Hof Röttenbach ulmisch war. Der in der Schrift genannte Berwalter Herrle von der pappenheimischen Herrschaft kam zu gewissen Zeiten auf mehrere Tage hieher und wohnte in dem Amtshause, dem heutigen Pfarrhause, in dem auch ein Arrestlokal untergebracht war. Zur Ausübung der herrschaftlichen Gewalt stand ihm der Amtsknecht und eine Anzahl weiterer Männer mit „Mußketen“ zur Verfügung. Nummer 37 der erwähnten Schrift lautet wörtlich:

„Daß vor 5 Jahren zu winterl. Zeith ein Rehe von Hunden gejagt, und auch angeschossen worden, und selbiges sich auß dem Wald gegen Barthol. hin laufend, auffm Württemb. und ullm. Grenort niederlegte, der Bauer Peter Zeller vom Hesselshwang hergekommen, und solches auf sein Pferd genommen, und nach Bartholomä in das Wirtshaus zum Adler Worinnen der Berwalter Herrle und ein Kohnmeister von Irmannsweiler sich befanden, brachte, sagte Kohnmeister zu Herrle, er wolle dießes Rehe tagieren laßen, alßdann wolten Sie es miteinander

speißen, so auch ins Werk gesetzt worden; nachdem nun Sie zusammen saßen, davon wüßl. speiseten, und Kohlmeister auß vexation: zu einem sagte, jezo speise man mit Württemberg, Herrle dießes übel nehmend, protestierte, und dabey sagte, waß zwischen Zwang und Bann bekommen werde, oder Er vom Fenster schießen könne, gehöre Ihme zu. Ueber dießes kamen Beede in WortWechsel und Händel entsehl., so daß Herrlein dem Kohlmeister stille zu schweigen Befahl, nachdem aber keiner dem andern nachgeben wolte, dictirte Herrlen jenem bald 20 und 30 fl. straf an, und da Kohlmeister doch nichts darauff gab, nahm Herrlein dießen mit eil. und 20 Mußqueten gar in Arrest. Während dießen Arrest besuchte der Sohn seinen Vatter, den Kohlmeister, welchen dann die Wächter nicht admittirten, und weilten der Vatter zum Sohn wolte, stoßen Sie jenen zurücke. Diese letzten Umstände wurden dann dem Verwalter Herrlen vorgetragen, worauff Er sogleich Befahl, auch den Sohn in Arrest zu setzen und Ihme Büchsen und Hirschfänger abnehmen zu lassen.

Der Kohlmeister thate dießes alles in der Stille seiner Herrschaft kund und zu wissen, weßwegen dann geschehen, daß Württemberg mit 100 und mehr Mann in das Dorff eingefallen, und den Kohlmeister und dessen Sohn aus dem Arrest nahmen, ja ehe Sie abmarschirten, den Verwalter Herrlen nöthigten, daß Er des Kohlmeisters Sohn, zu Einem Ewigen präjudiz vor die Herrschaft und Beamten und zum Zeichen, daß Er Herrlein nicht befugt gewesen seye Ihne in Arrest zu nehmen, den Hirschfänger selbst umb den Leib thun und Ihme die Büchse anhängen müßen, und damit Herrlein nicht selbst auß der Herrschaft fortgeschleppt würde, mußte Er Ihnen Territorium violat. einen weiß nicht in waß terminis und Innhalt verfaßten Revers aufstellen und übergeben. Bei dießen Umständen aber ließen sich die violatores in des Otterleins Wirtshaus wohlseyn, machten eine Zech oder Ohnkosten von 11 fl. 55 fr., reinigten den Mund und giengen ohnbezahlter Dinge davon. Weilten nun an obigem horrendum facto nicht allein der jeztmahligen sondern auch der zukünftigen gndgn. Herrschaft sehr gelegen, auch hauptsächl. die Unterthanen öfters nicht wissen, wer in dem Dorf Meister, Koch oder Keller ist, dazumahlen die Nachbarn in spezie zu Marktzeithen nicht anders thun, alß wann Sie Domini Territorri wären und mit gewaffneter Hand eintreten (wodurch die Kayf. privil. JahrMärkte zu unserer Unterthanen nicht geringen Nahrungs-Nachtheil successive in zieml. decadence kommen) sich auch jüngstens verlauthen lassen, wann der Verwalther Herrlen (ond Chur) noch da oder Sie Ihne bekommen könnten, wolten Sie solchen obaußgestellten reversen ohngeachtet noch mitnehmen, und wegen obigen Ohnkosten sowohl, alß wegen depensen sich satisfaction verschaffen.

Alß wird solches zu gnd. penetration und Salvirung dero hohen jurium in U. außgesezt, vornehmbl. weilten unseres Wissens man sich dato noch nicht protestando verwehret, dabey ex parte die Unterthanen fußfällig gebethen, die allgemeine Ruhe herzustellen und Sie

wieder alle anläuffe künftig zu schützen und zu schirmen, nicht weniger in particulari dem Wirth Otterlen zu verhelfen, daß weilten Ihme wirttg. violatores Territ. die Ohnlasten der 11 fl. 55 fr. durchauß nicht bezahlen wollen, Er von gndr. Herrschaft entweder, oder dem Herrlen contentiret werden möchte."

Ob der Adlerwirt Otterle »contentiret« worden ist, ist nicht ersichtlich. Aber Eberhard Maximilian vom Holz hat in diese Mißstände kräftig eingegriffen und es etwa um 1740 erreicht, daß ihm das „Rittergut“ Bartholomä als Sohn der Schwester von der Frau jenes Erbmarschalls Pappenheim zu erb und eigen übertragen wurde. Er hat dann als Herr von Bartholomä Ordnung geschaffen und der Gemeinde eine neue Kirchentüre in der Südwand des Bartholomäuskirchleins, zwei neue Glocken, eine Turmuhr und ein Wappentäfelchen aus Sandstein geschenkt und außerdem für die Wiederherstellung des Kirchengebäudes, sowie die Bestellung eines eigenen evangelischen Pfarrers Sorge getragen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verblieb Bartholomä im Besiz der Herren vom Holz und kam dann im 19ten an Württemberg, nachdem es einige Zeit noch von zwei bürgerlichen Beamtenfamilien Pistorius und Steudel verwaltet worden war.

Bauer und Sport.

Eine Betrachtung von G. Wagner.

Ich ging von Fachsenfeld hinab ins Kochertal und geriet unter die Mäher. Von allen Seiten hörte ich die zischenden Schnitte der Sensen und das hegende Geräusch der Wehsteine. Einer der Letzteren wurde so gut geführt, daß jeder hören konnte, welche Freude der Mäher selbst an seiner Kunst des taktmäßigen Wegens hatte. Die Striche schleiften pausenlos ineinander. Es tanzte da eine harte Faust vor der scharfen Schneide, riß Siegeschreie vom Sensenblatt, weil wieder ein langer, dicker Mahden dalag, und gab zugleich das Signal zu neuem Angriff. Denn ein Kampfplatz war an diesem Junimorgen jede Wiese. Auf einer war der Sieg bereits entschieden. Die Mäher gingen eben weg, nur ein Bursche von vielleicht 17 Jahren blieb zurück und arbeitete an einem Grasstück fort. Ihm rief der Bauer etwas zu und schulterte die Sense. Ich machte mich an seine Seite und grüßte. Sein Dank klang nicht sehr freundlich. Trotzdem fragte ich, warum er den Jungen im Stich lasse. „Der regt se da ganz a Morga net; zwoemol hat er se raushaue lassen. Jez soll er seha, wie er alloi ferteg wird.“ „Raushausen“, das kannte ich. Es bedeutet hier nicht heraushelfen. Wer sich in der Mäherreihe den Hinterrücken auf die Fersen kommen läßt, um den wird herumgemäht, so daß der langsame mit einem kleinen Wieslein allein ist. Der Anschluß an die Reihe ist verloren, der Mäher ist „herausgehauen“ und derbem Spott preisgegeben. „Er ist vielleicht doch noch nicht kräftig genug“, suchte ich mit dem Bauern das Gespräch fortzusetzen. „Er ischt a guate Stund später komma und Mahda nemmt er, daß kaum

es „hat toen Toa kriagt“. Wir Buben molten uns freilich auf der Herbstweide in den Mund. Es kostete meistens einen Kuhtritt, weil wir eben am Euter nur roh rissen, wo doch die Kuh ganz genau wußte, wie zu verfahren sei. Man muß da Takt halten, muß Zug und Drud vereinigen, auch die Richtung des Zuges ist wichtig, der Anfang hat anderes Tempo als Mitte und Schluß der Melkung. Man hört es schon am Geräusch der Milchströme, ob eins stümperhaft oder kunstgerecht milkt. Auf alle Fälle merkt's die Kuh und urteilt mit Schwanz und Fuß, gibt dem einen die Milch „rah“, dem andern nicht. Fast hätte ich Lust gehabt, in Pommertsweiler zu stehen, ob sie gut melken können. Allein abends an Stalltüren zu stehen, ist ein Sport, der meist keine guten Formen hat. So ging ich weiter und erreichte in Adelmansfelden das Ellwanger Auto. Leicht und sicher führte der Kraftfahrer den schweren Wagen. Es begegnete uns eine Chaise mit zwei Braunen. Wo ist nun die Entwicklung zum Sportmäßigen weiter gediehen, beim Kraftfahrer oder beim Kutscher? Ich weiß es nicht. Es gibt Autorennen, es gibt Reit- und Fahrturniere. Aber schon viel früher haben die Bauern unter sich davon geredet, wer gut „fahren“ kann und wer es nicht kann. Es handelt sich auch für den Bauern nicht bloß darum, daß man möglichst rasch vorwärts kommt mit dem Fuhrwerk. Vielmehr will auch der Bauer erst dem Fahrer Respekt zollen, der seine Kunst versteht. Doch, ich bin nicht Kunstfahrer, und möchte nur auch hier angedeutet haben, daß eine ganze Reihe von den Arbeiten des Bauern von diesem selbst hinausgehoben worden sind über die Ueberlegung materieller Zwecke, dadurch, daß die Ausführung solcher Arbeiten eine Form erreichte, die der menschlichen Gestalt und ihrem Kraftmaß entsprach. Freilich, es sind nur Gesunde und Junge, die in dieser Weise die Schwere der Arbeit überwinden können. Es ist aber beim eigentlichen Sport auch so, daß die Jungen ihn üben und die Alten davon reden, wie sie ihn geübt haben.

Als die Franzosen nach Trochtelfingen kamen.

Von Heinrich E. Schmid.

Das war damals, als der große Napoleon im Jahre 1805 nach Aalen kam und dort zu dem vielen Schaden, den er sonst in Europa anrichtete mit seinem Kopf eine Fensterscheibe zertrümmerte. Niemand konnte wissen, was er vorhatte. Nicht geringe Angst hatten die Leute im Ries, denn man hatte in früheren Zeiten schon gar zu viel zu leiden gehabt von den Kämpfen und Durchzügen der Heere. Schon mehreren Heerführern war das Ries als günstiger Kampfplatz erschienen. Diesmal nahm es nochmal eine günstige Wendung. Napoleon wandte sich Um zu, wo er die Oesterreicher zu fassen gedachte. Das ist ihm bekanntlich sehr gut gelungen. Nur ein ganz kleiner Teil des österreichischen Heeres konnte noch rechtzeitig, d. h. im letzten Augenblick aus der Falle ent- schlüpfen, bevor sie zuklappte. General Mack, der Heerführer der Oesterreicher, mußte mit seinem Heer in französische Gefangenschaft ziehen.

In Trochtelfingen waren die Leute wieder ruhig an ihre Arbeit gegangen und hofften, daß sich das Kriegswetter wieder verziehen werde. Da brachte plötzlich einer die Nachricht, daß vom Härtsfeld her die Oester-

reicher angerückt kämen. War nicht lange mußte man warten, da kamen sie heran. So sahen freilich siegreiche Soldaten nicht aus. Müde und abgebeht kamen sie daher und es wird erzählt, daß sie sich voller Eier auf die eben abgeernteten Krautköpfe stürzten und das Kraut hätte ihnen auch ohne Wurst und Knöpfe recht gut geschmeckt, wenn nicht plötzlich eine ganz unliebsame Störung eingetreten wäre. Ein Schuß trachte. In der Richtung nach Bopfingen zu war es gewesen. Sollte es Täuschung gewesen sein? Aber dort trachte es zwei, drei, vier Mal. Und jetzt tauchten auch schon die Franzosen auf. Bald knallte es an allen Enden. In panischem Schrecken flohen die Einwohner in die Häuser und Keller. Aber auch die Oesterreicher hielten nicht lange Stand. Sie warfen ihre Gewehre und Ausrüstungen fort und flohen so schnell sie konnten. Nur eines wollten sie noch: Ins Ansbachische Gebiet auf neutralen Boden kommen und so der drohenden Gefangenschaft entgehen. Dort war preussisches Gebiet und Preußen war noch nicht im Kriegszustand mit Napoleon. Ein Jahr später teilte es das Schicksal Oesterreichs.

Um Trochtelfingen war es wieder ruhig geworden, nachdem der Kampf eine zeitlang heftig getobt hatte. Einige Beherztere getrauten sich wieder herauszuschauen und die schützenden Häuser zu verlassen. Da konnte man noch die Spuren des Kampfes sehen. Die Gewehre der Oesterreicher lagen zwischen allerhand Ausrüstungsgegenständen zerstreut. Doch hatten die Franzosen jetzt keine Zeit, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Aber es getraute sich niemand von den Trochtelfingern, etwas davon auf die Seite zu schaffen. Schwere Strafen hätten den Betroffenen, bei dem etwas gefunden worden wäre. Schmerzlich war es aber doch, die ganze Beute den übermütigen Siegern zu überlassen.

Einer unerschrockenen Müllersfrau von hier kam nun ein rettender Gedanke. Im Schuß der einbrechenden Dunkelheit trug sie eine größere Anzahl Gewehre weg und warf sie in die nahe Eger. Hier wurden sie von den Franzosen gewiß nicht gefunden. Bald mußten diese weiter ziehen. Da zog der Müller die Fallen am Mühlenwehr und aus dem leichteren Wasser holte die Müllerin wieder die Gewehre. Doch scheint ihnen das Bad in der Eger nicht weiter geschadet zu haben, denn es wird berichtet, daß die Müllerin dieselben Stück für Stück nachher für einen Gulden abgegeben habe.

Vom Johannistag.

Am Johannistage wurde früher in Schwäbisch-Hall das Siedersfest gefeiert. (Später wurde es auf den Peter- und Pauls-Tag verlegt.) Der Rat der Stadt verehrte an diesem Tage den Salzfiederburschen einen achtzig Pfund schweren Kuchen, der auch wohl Johanniskuchen genannt wurde. Die Burschen versammelten sich im sogenannten Kuchenhaus, holten den Kuchen aus der Dorfmühle, und trugen ihn unter Voranschreitung von Trommlern und Pfeifern in der Stadt herum, mußten ihn sodann aber dem in der Gerichtsstube versammelten Räte präsentieren und förmlich darum bitten. Dies hatte ein durch's Los gewählter „Ältester“ zu tun. Darauf wurde ihnen der

Ruchen geschenkt. — Nach der (geschriebenen) Chronik von Lacorn aber mußte die „Dorfmühle“ diesen Siederkuchen liefern, weil die Salzieder einst bei einer Feuersbrunst die Mühle gerettet hatten. Auch heißt es, die Sieder trügen bei dem Feste die roten wollenen Hemden zum Andenken daran, daß Gott bei jenem Brande auch den Salzbrunnen verschont.

Nachdem die Siederburschen nun den Kuchen geschenkt bekommen hatten, wurden Gesundheiten getrunken, und man zog in das mit Maien geschmückte Ruchenhaus. Hier erwartete man den Zug der „Hoffungsfern“, mit denen man auf den Unterwörth zog und zu einer Trommel und Pfeife tanzte. Dann ging's wieder in's Ruchenhaus zum Bantett. Dabei ward der Kuchen unter die Siederburschen verteilt; jeder Bursch aber verehrte die ihm zugefallene Portion seiner Hoffungsfer.

Am folgenden Tage fand der Brunnenzug statt. Die „Ruchenholer“ erschienen mit Ober- und Untergewehr im Ruchenhaus, nahmen hier eine Frühsuppe ein, zogen dann zum Marktbrunnen und gaben eine Salve gegen das Rathaus. Dann wurden Gesundheiten getrunken. Hierauf ging es zu allen Hauptbrunnen der Stadt unter denselben Zerkmonien; zuletzt zum Salzbrunnen („Saal“) und danach auf den Unterwörth zum Tanz, den kein Frauenzimmer einem Sieder abschlagen durfte. So wurde dies Fest früher begangen, wobei Kleidung und alle Gebräuche bis ins Kleinste vorgeschrieben waren. Seit aber der Staat das Salzwerk an sich gebracht, ist das Fest erloschen.

(Vergl. Beschr. des O. A. Hall von Moser, S. 52 ff. und die Chronik v. Lacorn.)

In Ulm wurde früher in den nächsten Wochen nach Johannisstag ein Kinderfest (Maienfest) gefeiert. Man nannte dies Fest schlechtin den „Berg“, weil in älteren Zeiten und noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Kinder mit ihren Lehrern vor das Frauentor auf den Michaelsberg zogen, und sich daselbst auf einem freien Plage bei der damals noch vorhandenen alten Kirche des ehemaligen Klosters St. Michael vergnügten. Die Höhe des Bergs, und auch, „weil von Alt und Jung viel Unfug getrieben wurde“, gaben Anlaß, daß man einen bequemeren Platz suchte. Man wählte dazu die Umgebung des Schießhauses vor dem „Herbeltor“ (Heerdrudentor), und das ehemalige „Berggehen“ ward von 1533 an zur bloßen Redensart, womit man das Halten der Kinderfeste bezeichnete. Nach einer Verordnung von 1540 soll der Schulberg nicht mehr auf dem Michaelsberg, sondern „bei den Schützen“ gehalten werden. — Im Jahre 1732 wurden die verschiedenen Umkleidungen und Aufzüge so wie das Tanzen der alten Leute verboten, und zugleich das Fest auf die vier Wochen des Monats Mai verlegt.

(Dietrich, Beschr. der Stadt Ulm, 1825, S. 217 f.)

Peter und Paul.

An diesem Tage ist das Nähen eine frevelhafte, gottversuchende Arbeit. Daher sagt man:

Heut ist Petri und Paul,
Und wer da näht
Den trifft der Strahl (Strahl).

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Fahrendes Volk auf dem Dorfe

Erinnerungen aus der Jugendzeit von G. A. Freudenberger.

Für uns Schulbuben bedeutete es ein wirkliches Fest, wenn alljährlich an einem schönen Frühlingstag der „Bildlesmann“ seinen Schubladen dem Schulhaus zulief. An der von einer Sitzbank umgebenen Vorflinde ging er vor Anker, legte ein paar lange Säcke bereit, deren weiter Nachen mit Lumpen und Knochen gespeist werden sollte, und hing einige Bilderbogen an die Bänke. Auf Grund langjähriger Erfahrung von der Zugkraft derselben überzeugt, hielt er jede weitere Anpreisung seiner Ware für ganz überflüssig. Er zog sein Pfeifchen heraus, schlug Feuer und fing mit langen Zügen zu rauchen an. So wartete er in süßer Ruhe, bis ihm ein Gepolter die Schultreppe herunter kund gab, das das Geschäft nahe.

Strahlend vor Glück, in der Zuversicht, von den ausgelegten Schätzen auch etwas erlangen zu können, umstand bald die gesamte Schuljugend die Kunsthandlung. Da gab es ganze Bogen voll Soldaten: Kavallerie, Infanterie, Artillerie; da sah man die Schlacht von Tauberbischofsheim, in der es mit feuersprühenden Granaten, mit abgeschossenen Armen und Beinen nur so regnete; da zeigte sich der König Karl von Württemberg auf einem herrlichen Streitroß, ebenso der Großherzog von Baden. Welches Bubenherz hatte beim Anblick solcher Herrlichkeit nicht höher geschlagen!

Und auch die sanfteren Mädchen fanden, wonach ihr Sehnen stand. Da zog der Bildlesmann ein ganzes Päckchen „Menschenhäutchen“, d. h. Gelatineblättchen in allen Farben hervor. Darauf standen in Golddruck sinnvolle Sprüche, wie z. B.:

„Wie der Wein, so hell und rein,
So soll unsere Freundschaft sein.“

Und wenn man eine solche Menschenhaut auf die warme Hand legte, so rollte sie sich von selber zusammen. Ein solches Kunstwerk barg man in seinem Gesangbuch, und mit diesem erbt es sich fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Ein kürzeres Leben war den Infanteristen und Kavalleristen beschieden, doch das ist Soldatenlos. Wir klebten sie auf Karton, schnitten sie

aus und befestigten sie an Holzklöbchen, und nun konnte man die kühnsten Schlachtpläne ausführen. Wäre ein bedeutendes strategisches Talent unter uns gewesen, es hätte zur Entfaltung kommen müssen.

Das Erfreulichste war, daß der Bildlesmann für seine Schätze kein Geld wollte, sondern, wie schon angedeutet, nur Lumpen und Knochen, Dinge, die andere Leute verschmähen. Die ersten lagen auf dem Arbeitsgebiet der Mädchen und waren für uns Buben schwer zu erlangen. Doch brachte manchmal einer eine zerschlissene Hose. Knochen dagegen konnten wir leicht zusammenbringen, wir zogen von einem Gußablauf zum andern und sammelten, was die Bauern von ihrem Schwein übrig gelassen hatten. Nach einigen Stunden standen die Säcke des Bildlesmannes wohlbeleibt da und vergnügt zog er nachmittags von dannen. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht und die Jugend eine Freude erlebt. Was will man weiter!

Dann und wann verirrte sich eine Zigeunerbande mit ihren Wagen in unser abgelegenes Dorf. Auf dem freien Platz vor dem Kirchhof, im kühlen Schatten von Linden und Pappeln, ließen sie sich nieder. Raum angekommen, ergossen sich die Weiber in die Bauernhäuser, wo sie bettelten und stahlen und dafür den Frauen alles Gute wahr sagten. Die Männer fütterten und tränkten ihre abgetriebenen Gänse, gingen auf die Igeljagd oder machten sie ein Spiel miteinander, dem wir Buben aufmerksam folgten. Einer oder der andere geigte wohl auch in seinem Wagen sehnsuchtsvolle Weisen.

Mit des Jammers stummen Blicken trat einst ein solcher Gefelle in unsere Schulstube herein, jämmerlich gekleidet, unter dem Arm eine Bioline. Als der Lehrer, mein Vater, nach seinem Begehre fragte, erzählte er, daß seine Frau und sein Kind schwer krank seien und bat um ein Darlehen von sieben Gulden (12 Mark) gegen Hinterlegung seiner Geige. Tränen rollten über seine braunen Wangen herab. Mein Vater sah das Instrument oberflächlich an, holte ihm das Geld, und warm dankend entfernte sich der Zigeuner. Als mein Vater es nun genauer prüfte, fand er, daß es sehr gut war, ein Mehrfaches von dem wert, was er geliehen hatte, und es wäre ihm wohl erwünscht gewesen, wenn er die Geige hätte behalten dürfen. Doch nach etwa 6 Wochen kam der Eigentümer wieder. Er brachte vier Gulden als Teilzahlung; die Geige forderte er jedoch noch nicht zurück. Wie indessen mein Vater sah, mit welch' sehnsüchtigen Blicken er nach dieser schaute und hörte, wie schön er darauf spielte, als er sie ihm in die Hände gab, überließ er sie ihm. Der Zigeuner, hochbeglückt, versprach, den Rest seiner Schuld bald zu tilgen. Doch Monate vergingen, ohne daß er sich sehen ließ. Aber siehe da, nach drei Vierteljahren, als man ihn schon lange vergessen hatte, stellte er sich wieder ein und beglich seine Schuld vollends, und als Zins wollte er meinem Vater einen abgerichteten Igel überreichen, der allerlei Kunststücke machen konnte. Mein Vater verzichtete zu meinem großen Leidwesen auf diesen und ließ dem wandernden Künstler für seinen guten Willen einige Kleidungsstücke reichen, die er dringend benötigte. Es gibt also doch auch unter den Zigeunern anständige Burschen.

Keine echten Zigeuner waren „Kunstreiter“, die einst das Dorf einen Einblick in die höhere Pferdedressur und Gymnastik tun lassen wollten. Der „Direktor“ der Truppe trabte durchs Dorf von oben bis unten und lud an mehreren Haltestellen nach etlichen starken Trompetenstößen die Einwohnerschaft zu einer Vorstellung auf dem freien Platz in der Mitte des Dorfes ein. Mit Erstaunen werde man wahrnehmen, rief

er, welch' kolossalen Verstand ein edles Pferd habe, und zum Schluß werde sich noch das größte Wunder der Zeit, die einzige echte Salamander-Feuerkönigin in einem Kessel voll siedenden Oels baden. Die Leistungen des „edlen Pferdes mit dem kolossalen Verstand“ bezeugte einigem Mißtrauen, weil die Wagen der Gesellschaft von furchtbar abgeschundenen Kleppern ins Dorf gezogen worden waren, aber die „einzige echte Salamander-Feuerkönigin“ brachte das ganze Dorf auf die Beine, Männer, Frauen und Kinder.

Abends als der Zuschauerring sich geschlossen hatte, sammelten zuerst zwei „Damen“ in Trikot und mit Goldpapierkronen auf dem Haupt, den Eintrittspreis ein, dem nach oben keine Grenze gesetzt war, und dann ging's los: Einige Kinder bestiegen die Gänse und umkreisten stehend die „Arena“. Ihre Kunst brachte keine Gefahr mit sich, denn die ausgemergelten Tiere, die den höhern Zweck ihres Tuns nicht begreifen konnten, ließen sich nur zu einem leichten Trab anfeuern. Aber auf die Zuschauer, vor allem auf uns Buben, die gegen die Abgabe von zwei Eiern in die vorderste Reihe hatten stehen dürfen, machte solche Kunst doch einen starken Eindruck, und als noch eine der Damen durch einen Reif sprang, und dann noch über ein gespanntes Seil hintanzelte, da fand das Beifallplätschen fast kein Ende. Der Herr Direktor selber trat auf und zeigte sich als Reiter, Pferdedressur, Jongleur und Akrobat mit demselben glänzigen Erfolg. Aber jetzt sollte noch der Schlager des Programms kommen, das Auftreten der Feuerkönigin. Die Freude daran wurde etwas beeinträchtigt, weil der Direktor nochmals Geld einsammeln ließ. Er verblindete aber, wenn die Einnahme gut ausfalle, werde die Feuerkönigin sofort ins Oelbad steigen. Im Hintergrund der Arena hing auch wirklich ein riesiger Blechkessel über dem Feuer, zu dem wir Buben nachmittags das Holz zusammengebettelt hatten. Der Direktor befahl, das Feuer noch viel mehr zu schüren, und bald sah man denn auch, wie das Oel im Kessel brodelte.

Jetzt trat die Königin, mit allerlei Glitter phantastisch aufgeputzt in den Zuschauerring, blies einigemal in das Feuer und machte ihre Bewegungen, bereit, ihren schweren Gang anzutreten. Doch der verlief leichter, als wir uns vorgestellt hatten. Bei einigen Zuschauerinnen regte sich nämlich Mitleid, und sie sagten, sie wollten das nicht sehen; zudem erklärte der Direktor, seine Einnahme sei sehr schlecht ausgefallen, da könne die Königin sich unmöglich Qualen unterziehen, wie sie im finstern Mittelalter für die drei Männer im Feuerofen angeordnet worden seien. Aber sie werde sich wenigstens innerlich baden. Und siehe, die feuerfeste Königin schritt mit holdem Lächeln an den Kessel, schöpfte mit einem Eßlöffel etwas Oel heraus und — gurgelte sich damit, aber erst nachdem sie es wiederholt lange geblasen hatte. Auf einmal fing einer an zu lachen; das steckte an, und unter ungeheurem Gelächter löste sich die Versammlung auf.

Auf mich hatte die Dame auf dem Seil am meisten Eindruck gemacht. Das Gehen auf einem solchen schien mir so leicht, daß ich beschloß, auch einen Versuch zu machen. Andern Tags spannte ich mit Hilfe eines Kameraden ein Waschseil in unserer Scheuer auf und beschritt es, gestützt auf eine Stange. Aber gleich beim ersten Schritt brach das morsche Seil, und ich stürzte herab. Ein Wunder, daß ich nicht's Genick brach. Ja, wenn die lieben Eltern oft wüßten, in welche Gefahr sich ihre Buben begeben, „sie weinten sich die Augen rot.“

Auf den Gipfel der Freude hob uns stets eine „Reitschule“, wie bei uns ein Karussell genannt wurde; sie wurde uns aber nur selten zu teil. Schon das Aufschlagen des Gerüstes zog uns mächtig an. Wie rasch das ging und wie schön dann zuletzt der Apparat da stand, geschmückt mit hundert bunten Lappen, Spiegelchen, Blechstücken u. anderem Tand. Und dann erst die Bildtafeln außen mit Kämpfen zwischen Tigern und Elefanten in den Dschungeln Indiens oder zwischen Matrosen und Seeräubern auf stürmischem Meer!

Zum Fahren bekamen wir von den Eltern einen Kreuzer (drei Pfennige), aber man hatte auch ein Sparfäßchen, und Nachbarn, welchen man einmal einen Dienst geleistet hatte, erinnerten sich jetzt daran, sodaß man sich hinreichend vergnügen konnte. Am Tage fuhr die Schuljugend und abends gaben die ledigen Burschen und Mädchen sich da ein Stelldichein, und die älteren Leute schauten der Jugend zu und freuten sich mit ihr.

Auch musikalische Genüsse gabs ab und zu. Da tauchte immer um die Weihnachtszeit eine ältere Frau auf, die zur Gitarre sang. Ihr Lied:

Düster scheint die Aue,
Reizlos die Natur!

Ist mir nach 60 Jahren noch wohl im Gedächtnis. Sie atmete schwer beim Singen, sodaß man Mitleid bekam, zumal sich auch ihr Gesicht dabei bläulich färbte. Was ihr an Kunst im Vortrag abging, suchte sie durch Schnörkel und Rantenwerk zu ersetzen. Mit ein paar Eiern oder einem Löffel voll Schmalz gab sie sich immer zufrieden.

Kein geringes Aufsehen gabs, als einst ein Tiroler Sängerguartett auftrat. Es ging ihm ein guter Ruf voran, und das hatte den Wirt zum „Löwen“ veranlaßt, es auch einzuladen und gegen Zusicherung freier Station hatte das Quartett sich bereit finden lassen, zu kommen. Und sie kamen eines Nachmittags in ihrem Nationalkostüm, begleitet von einem schmucken Dirndel. Breitspurig und angetan mit der Würde, die eine Kulturmission wie die ihrige verleiht, wanderten sie das Dorf herab und zogen im „Löwen“ ein. Alle Fensterflügel wurden aufgerissen, und im Hof, in Stall und Scheuer ruhte die Arbeit ein Weilchen. So etwas hatte man eigentlich noch nie gesehen. Im Augenblick sprach es sich herum, daß abends im „Löwen“ Konzert stattfinden würde. So war's ganz selbstverständlich, daß nach dem Nachessen jedes männliche Wesen, das den Rekrutentag hinter sich hatte, sich schmückte und dem „Löwen“ zusteuerte, und alle Stuben in diesem füllten sich, daß man in drangvoll fürchterlicher Enge saß. Ja selbst im Oehr und auf der Treppe drückte sich Mann an Mann. Da standen die Knechte des Dorfes und horchten angestrengt mit Mund und Ohren auf die Klänge, die durch die Türen drangen. Denke mir also niemand gering von dem Bildungsbedürfnis der dienenden Klasse! In den Stuben trat erwartungsvolle Stille ein, als jeder Gast sein Glas Bier vor sich stehen hatte. Und nun begann das Quartett:

Wir seins Tiroler Schützen,
Wir haben Kraft und Mut,
Wann unsere Stutzen blitzen,
Trifft jede Kugel gut.“

Und das Dirndel schlug mit kundiger Hand die Zither dazu und ließ dann und wann einen Juchzer oder Jodler erschallen, daß den Männern das Herz an die Rippen pochte. Beifallklatschen zum Schluß, daß die

Fenster klirrten. Die Sänger geizten nicht mit ihren Gaben, ein Quartett folgte aufs andere. Drunter hinein ließ sich der eine oder andere auch als Solist hören. „Der Tiroler und sein Kind“, das Lied, das damals überall gesungen wurde, mußte ein paarmal wiederholt werden, ebenso die Ländler, welche die Mirzel zum Besten gab. Diese verstand aber nicht bloß die Kunst des Zitherschlagens, sondern auch die, den Männern das Geld aus der Tasche zu locken. Mit straffem Beutel zog die Gesellschaft andern Tags ab.

Der Schultheiß hatte nach ihren Papieren festgestellt, daß sie nicht etwa aus dem Zillertal oder sonst einer sangesberühmten Gegend Tirols, sondern aus dem Oberamt Heidenheim stammten, doch das tat der Wertschätzung keinen Abbruch, war der Gesang doch recht gut gewesen.

Vielleicht bereiteten der Jugend die Drehorgelmänner. Kam einer unten ins Dorf herein, so begleiteten wir ihn hinauf bis an den Kirchhof, fing einer oben an, so zogen die Oberdörfler mit ihm herunter. Wir wurden nicht müde, „Bertrands Abschied“: Leb wohl, du teures Land, das mich geboren, oder sehnuchtsvolle Polenlieder zu hören. Das war doch ein Beweis starker musikalischer Begabung. Zum Erbarmen seufzten und stöhnten diese Orgeln oft, aber unser großes Interesse erregte es doch, wie lediglich durch das Umdrehen eines Hebels, diese Lieder aus dem Leierkasten hervorquollen.

Einmal kam, geführt von einem Invaliden mit einem Stelzfuß ein blinder Orgelmann. Ein unmelodisch Quieken nur entquoll seinem Instrument, und man hatte Mühe, den vaterländischen Sang: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“, zu erkennen. Mein Vater erbot sich, nach dem Schaden zu sehen. Er schraubte die Rückwand der Orgel ab und legte ihre Eingeweide bloß. Da sahen wir nun die Pfeifenreihen und den Blasbalg, sahen auch, daß dieser einen großen Riß hatte. Mein Vater verleimte ihn und musterte auch die Pfeifen durch, ein Geschäft, das ihm von der Kirchenorgel her wohl vertraut war. Nach einigen Stunden konnte das Paar weiterziehen.

Uns Buben hatte die Reparatur angeregt, auch so eine Drehorgel zu bauen. Wir hatten auch bald die Pfeifen beisammen, da die Weiden gerade im Saft standen, und auch eine geeignete Zichorienkiste zur Aufnahme des Wertes fand sich, aber trotz unseres heißen Bemühens brachten wir es, wie sich denken läßt, nicht zustande.

Aus dem Lande, wo die Drau und die Sau fließen, kam alle paar Jahre einmal ein Dudelsackpfeifer mit seinem wunderlichen Instrument oder ein Maussallenhändler, schmuckige Gesellen, recht für Zugosslaven. Auf einen wärmeren Empfang durften die Cromer rechnen, Hausierer, die, bekleidet mit einem blauen Fuhrmannsheub und eine große Kiste mit Waren auf dem Rücken nicht selten im Ort auftauchten. In einem solch abgelegenen Dörfchen, wo nur ein kleines Kramlädchen kümmerlich sein Leben fristete machten sie immer gute Geschäfte. Wer vieles bringt, bringt jedem etwas. Da schlummert in zahlreichen Schubladen und Schublädchen neben Kropfpulver „echte“ goldene Broschen, Ringe und Ohrgehänge für die Mädchen und Frauen, Taschenmesser und Mundharmoniken für die Buben und Zigarrenspitzen, Schnupftabakdosen, Geldbeutel und Ulmer Pfeifen für die Männer. Oben von der Kiste baumelten Hosenträger und Lederriemen herunter. In jedem Haus fast brachte der Cromer etwas an den Mann oder an die Frau. Wollten die Alten schon nichts, so hatte doch die Jugend immer ein Bedürfnis, und sie sekte, unterstützt vom Händler, dem Vater oder der Mutter so lange zu, bis ihr Wunsch erfüllt wurde. Ein solch wohlhabendes Dorf,

wie es mein Heimatort war, suchten natürlich auch viele Bettler heim. Unter diesen ist mir eine Frau, die Hefenhanne, noch besonders gut in Erinnerung. Sie kam um die Weihnachtszeit und sang dann in jedem Haus vor der Stubentür:

300 Rüdle und 600 Würst,

Des hab ih' gesse und noh hats mich dürrt';

Roh hab ih' trunkte 12 Eimer Wei'

— Verlogene Schindmähr! Des kann ja net sei'.

Wenn sie in ein paar Häusern gesungen hatte, war sie gänzlich heiser. Aber da traten wir Buben an ihre Stelle, und für uns war's immer ein großer Spaß, das Verslein zu singen. Noch heute tönts mir in den Ohren: „300 Rüdle und 600 Würst!“ Man sieht, daß nicht viele Genüsse das Jahr hindurch der Dorfjugend beschieden sind; aber um so aufnahmefähiger ist sie später im Gegensatz zu der Jugend der Stadt, die mit 14 Jahren oft schon alles genossen hat.

Zwei alte Gewerbebetriebe in Oberkochen.

Von Paul Wiedenmann, Ludwigsburg.

(Nachdruck verboten.)

Oberkochen hat durch seine Lage an der Straße Alen—Heidenheim—Ulm in früherer Zeit Bedeutung erlangt. Dementsprechend hat auch das innere Leben und Treiben der Gemeinde, namentlich das Erwerbsleben, eine mannigfaltige Ausbildung erfahren. Die Dorfherrschaften (zuerst die Grafen Dillingen und Helfenstein) und ihre Lehensleute, dann ihre Eigentumsnachfolger: die Klöster Ellwangen und Königsbronn haben diesen Bedürfnissen vollauf Rechnung getragen. Und so finden wir neben einem guten Bauernstand alte und ansehnliche Gewerbebetriebe, von denen hier einiges erzählt werden soll.

Das Remstal hatte einen lebhaften Wein- und Salzhandel mit Bayern und Ulm, einen Hauptstapelort für Weine der verschiedensten Art (Weinhof, Weinstadel.) Die Transporte teilten sich wohl in Alen und gingen teils ins Ries nach Bayern, teils über Heidenheim nach Bayern und Ulm. Auf dem Rückweg brachten die Fuhrleute bayerisches Salz ins Land, denn unsere heimischen Salzlager waren noch nicht erschlossen. Auch fuhr es sich sicherer mit Rückfracht, weil dann die Wegelagerer kein Geld bei den Fuhrleuten vermuteten und sie in Frieden ihre Straße ziehen ließen. Daß Oberkochen von diesem Verkehr profitiert hat, ersehen wir am besten aus der Tatsache, daß die Helfensteiner in Oberkochen eine Zollstätte, natürlich nicht nur für Wein, besaßen. Wo Zollstranken sind, gab es von jeher Stöckungen, je mehr, je schwerfälliger die Technik des Verkehrs und des Verzollens war. Die Wartezeit wurde selbstverständlich auch zur Instandsetzung der Fahrzeuge und zur Erfrischung von Mensch und Tier benützt. Bei größeren Schäden mußte wohl auch übernachtet werden. Es ist klar, ein solcher Verkehr schreit förmlich nach einem guten Gasthaus. Und ein solches war da. Als im Jahre 1358 Otto von Kaltenburg, ein Ritter, und seine Frau Adelheid, geb. von Schwabsberg, ihre Güter in Oberkochen (3 Höfe, 5 Lehen, 3 Huben, 10 Sölden) an das Kloster Königsbronn verkaufen, ist unter diesen Gütern neben einer Mühle auch eine Taferne. Was ist denn das? wird mancher Leser fragen. Tasterne*) nannte man im Römerreich die Weinbuden, oft nur

*) lateinisch taberna, Mehrzahl tabernae.

aus Brettern erbaut, in denen man neben Wein allerlei kleinen Kram einkaufen konnte. Wie den Wein, so haben die Deutschen auch die Weinschenken bei den Römern kennen und schätzen gelernt und bald nach der Völkerwanderung tauchen diese Kneipen auch in Deutschland auf, in dem Maß, als es überschüssigen Wein auszuschenken galt. Sie gleichen wohl den heutigen Besenwirtschaften — und steckten Kränze oder Buschen aus, wenn ein Faß lief. Da nun hauptsächlich die klösterlichen und adeligen Großgrundbesitzer überschüssigen Wein hatten, so hielten sie sich in ihren Dörfern solche Schenken, in denen vor allem ihr Gewächs zum Vertrieb kam. Um dies sicher zu erreichen, durften ihre eigenen Hintersassen (Untertanen) nur in ihrer Taferne eintreten, außerdem durfte sonst nirgends gezeirt und geherbergt werden. Wenn es sich irgendwie machen ließ, mußte die Taferne der einzige Betrieb am Orte bleiben. Das ließ sich natürlich nicht immer aufrecht erhalten, besonders brachte das verbesserte Bierbrauen starke Konkurrenz. Lange Zeit aber wurde in Süddeutschland, Bayern nicht ausgenommen, fast nur Wein getrunken und da waren die herrschaftlichen Wirtschaften obenan. Wir kehren wieder zu den Verhältnissen des Dorfes zurück. 1358 sitzt auf der Taferne in O. Hans der Schreiber, also ein Mann, der wohl ausrechnen konnte, ob sich die Uebernahme eines solchen Betriebes lohne. Die Taferne ist ein Lehen, der Inhaber gibt davon ein Pfund Heller, ein Fastnachtshuhn, vier Pfund Heller zu Weglösin (wenn er abzieht). Weiteres erfahren wir erst aus dem Lagerbuch des Klosters Königsbronn vom Jahr 1471, Blatt 185b. Item Hans Scherrenmüller hat die Schenkstatt zu erblehen bestanden sie ist bezimert mit Haus und Stadel und gibt dem Gohaus jährlich 5 Pfund Heller, 1 Herbsthuhn, 1 Fastnachtshuhn und gibt zu Weglösin 3 Gulden und zu Handlohn 3 Gulden und soll dienen 1 Mader-, 1 Heu-, 1 Schnittdienst im Sommerfeld und einen Holzdienst. Und die von Königsbronn stellen den Scherrenmüller zu Recht wohin sie wollen und hat niemand über das Gut zu bieten, denn allein die von Königsbronn und gehören diese nachgeschriebene Acker und Wiesen daren, mit Namen:

1/2 Jauchart in dem Rode gelegen,

item mehr ein Garten-Aeckerlin vor dem Dorf hinaus gen Königsbronn gelegen,

item mehr ein Jauchart an dem Hanenloch gelegen vor dem kleinen Gaintal,

item mehr 1/2 Jauchart an der Wollenbergerstaig gelegen.

In Mißnad item 4 Tagwerk zu segarden gelegen,

item mehr ein gütlein oben in dem Dorf an dem Ragenbach.

Von den Rechten, welche die Taferne gegenüber anderen Schenken hatte, erfahren wir leider nichts.

Auf Hans Scherrenmüller folgt 1490 Anna Höllin, nach ihr kommt ein Jerg Mack und nachher Anna Köferin. Genauerer erzählt das Lagerbuch des Klosters Königsbronn vom Jahre 1583, das einen Bartlin Brotwolf als Inhaber der Taferne bezeichnet. Und nun hören wir, daß unter der Herrschaft des Klosters das Recht der Taferne geändert worden ist. Der genaue Zeitpunkt läßt sich nicht feststellen, aber wir sehen, daß

das Kloster wie anderwärts auch in Oberkochen keinen Monopolbetrieb wollte. Es dürfen fortan auch andere Wirtschaften errichtet werden, was ohne Zweifel auch im Bestreben der Bürgerschaft lag. Lagerbuch 1583 Blatt 34 sagt darüber:

zu wissen, daß von alters her die Wirtschaft zu Oberkochen, so zu dieser Zeit Barthol. Brotwolf besitzt und innen hat und unter des Klosters Königsbronn Obrigkeit gelegen, ein Täufer gewesen und Täuferrecht gehabt hat, aber solche Täufer vor vielen Jahren durch einen Prälaten ist geändert worden. Und ob es zur Zeit wohl noch ein Gastgeben Herberg und recht Wirtshaus ist, so hat es doch kein Täuferrecht mehr, sondern haben alle Ingeessenen Gemeindegemein, so Bürgerrecht zu Oberkochen haben, Fug und Macht, Wein und Bier vom Zapfen zu schenken, jedoch mit hernach folgender Maß und Ordnung: Sie geben kein Umgeld, hingegen sind sie schuldig die rechte alte württembergische Eichmaß, nämlich aus einem Stuttgarter Eimer 160 Maß ohne allen Abgang zu schenken.

Noch mehr erfahren wir aus Lagerbuch 1691 Blatt 481: Christian Widenmann hat innen und besitzt des Klosters Königsbronn Wirtshaus und Gastgebenherberg daselbst zu Oberkochen, welche vor ihm Balthes Faugenberger besessen und innegehabt hat und steht solche mit dem dazu gehörigen Stadeln zwischen der evangelischen Kirche und Hofraiten und dem Kirchhof einer-anderseits Heinrich Fezers Königsbronnischen Hofraiten gelegen, stoßt vornen auf die gemeine Gassen und hinten wieder auf Heinrich Fezers Hofraiten und Scheuren und hat bei diesen beiden Gebäuden weiter nichts als Traufrecht. Diese Söld und Gastgebenherberg ist des Inhabers Erbgut und des Klosters Königsbronn Eigentum. Davon zinst dieser und ein jeglicher Inhaber dieser Söld und Wirtshauses bemeltem Kloster Königsbronn alle Jahr auf Sanct Galli Tag daselbsthin zu antworten wie folgt:

„jährlich Heller Zins ein Pfund Heller Württemberger Währung, das tut vierzig und drei Kreuzer, 1 Fastnachtshenne, zwei Herbsthühner. Und ist alle Jahr bemeltem Kloster ... zu leisten schuldig Frohndienst mit der Hand 5 Tag. Und so oft diese Söld und Gastgebenherberg ledig und verändert wird, in welchem Weg das geschieht, so gefällt bemeltem Kloster allewegen von dem, der davon kommt, zu Weglösen zwei Gulden Rheinisch und von dem, der darauf kommt, auch zwei Gulden Rheinisch zu Handlohn. Und ist jeder Inhaber dieses Wirtshauses und Söld mehrbenanntem Kloster Königsbronn allein vogtbar, gerichtbar, steuerbar und dienstbar.

(Schluß folgt.)

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Zwei alte Gewerbebetriebe in Oberkochen.

Von Paul Wiedenmann, Ludwigsburg.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn das Kloster die Frohndienste nicht benötigt, so gibt der Inhaber des Wirtshauses für jeden Tag 4 Kreuzer ein Heller, für den Holzhauerdienst (1 Tag von den 5) 4 Kreuzer 2 Heller.

Wenn der Verpflichtete die Frohndienste leistet, erhält er vom Kloster pro Tag $3\frac{1}{2}$ Pfund Brot und ein Mittagessen. Für diese Verpflegung gibt das Kloster seit längerer Zeit 4 Kreuzer pro Person und Tag in Geld. Wichtig ist besonders einiges aus dem Lehenbrief: Wir Johannes, von Gottes Verhängnis, Abt des Gottshaus Königsbronn, des Ordens von Tittel, im Augsburger Bistum gelegen, bekennen und tun kund öffentlich mit diesem Brief uns und unseren Nachkommen, daß wir mit guter Betrachtung und besonder mit gunst, willen und wissen unsers Priors und Convents daselbst der bescheidenen Anna Höllin, die man nennet Wirtin, zu Oberkochen wohnend, und allen ihren Erben zu rechtem Erblehen uns nach Erblehensrecht recht und redlich verliehen haben und verleihen unsere Täufer zu Oberkochen, darin sie je kund sitzt und bisher ingehabt hat, mit allem dem, das darzu und darein gehört, ausgenommen das Mad zu Seegarten. Also daß dieselbig Anna Wirtin oder ihre Erben die gemalte Täufer mit aller ihrer Zugehördt und Gerechtigkeits nun fürhin baulich und wesentlich halten und uns jährlich ein Pfund Heller und ein Fastnachtshenn, zu Weglösen zwei Gulden Rheinisch und zu Handlohn auch zwei Gulden Rheinisch uns und unseren Nachkommen und Amtleuten getreu, gehorsam und gewärtig sein, unsern Schaden wenden, nutzen und frommen, fördern, auch alles das zu tun, das andere unsere Hinterlassen zu Oberkochen schuldig und verpflichtet sind zu tun. Solches alles, wie oben steht, hat uns die benannte Anna bei ihrem handgegebenen treuen Versprechen gelobt, dem treulich nachzukommen Wo sie, ihre Erben oder Nachkommen das nit täten und die Täufer anders hielten alsdann ist und soll unserem Gottshaus ... die vorberührte Täufer mit ihrer Zugehördt wiederum heimfallen, los und ledig sein.

Geben Montag nach dem weißen Sonntag 1490.

Ein jeder Inhaber dieser Söld und Herberg ist dem Vorsteimer zu Heidenheim zu geben schuldig: ein Viertel Haber, Gminder Maß, ein Vorstkäs, eine Vorsthenne.

Dieser Leistung an den Forstmeister entspricht eine Gegenleistung des Waldes: Der Wirt darf wie andere Königsbronnische Untertanen Ackererich, Wildobst und Eicheln klaben und Trogschweine in die Wälder des Albuch und Händtfelds einschlagen. Von den Schweinen, die er selbst abmezzet, darf er kein Ackergerd geben, dagegen ist er von den verkauften Schweinen solches zu geben schuldig. Dieses wird jedes Jahr festgesetzt.

Wir sehen also, daß die Taserne ein Anwesen mit Stall, Scheune und Gütern ist, das eine alte Wirtschaftsgerechtigkeit, wenn auch kein abschließliches Recht zum alleinigen Vertrieb von Getränken mehr hat. Wir dürfen annehmen, daß ihr gewisse Vorrechte geblieben sind, wie fast überall, nämlich das Recht des Speisens (Verabreichung warmer Speisen und damit das Vorrecht zur Abhaltung von Hochzeiten u. a. Zehrungen) und Herbergens, wozu auch das Einstellen der Tiere zu rechnen ist.

1691 fehlen zu der Taserne drei Acker, die nicht aufzufinden sind. Da Bartlin Brotwolf 1583 neben seiner Wirtshausöld noch 2 Königsbronnische Lehen hatte, wird angenommen, daß die Acker in jener Zeit, weil sie nicht genau vermessen und vermarktet waren, „hineingeschlupft“ sind.

Schließlich erfahren wir noch, daß 1708 Leonhard Naser, 1710 Johannes Schmid, 1725 Christian Schülen, dann Christoph Windel, 1811 Georg Adam Scherer, nach 1818 Johannes Fuchs, dann Kaspar Fuchs, nach 1876 Paul Engel, seit 1880 Albert Weilbach, seit 1888 Georg Nagel alt und nach ihm und bis heute Georg Nagel Sohn Inhaber der Taserne sind. 1831 ist erstmals der Wirt (damals Johannes Fuchs) auf der Taserne „Hirschwirt“ genannt. Der Schild taucht ziemlich spät auf, ist aber sicher schon viel früher gebraucht worden.

Es ist nun gelungen, die alte Königsbronnische Taserne von 1358 bis auf den heutigen Tag mit nur einer größeren Lücke (1358–1471; in dieser Zeit fehlen schriftliche Anhaltspunkte) urkundlich nachzuweisen. Das Anwesen ist sicherlich viel älter und geht über 1358 zurück, leider fehlen vorläufig weitere Zeugnisse für die Zurückdatierung über 1358 hinaus. Trotzdem dürfen wir für das noch heute blühende Anwesen ein Alter von 600–700 Jahren annehmen. In alter Zeit eine „Bannwirtschaft“, hat dann das Kloster Königsbronn eine privilegierte Schildwirtschaft unter Abschaffung ihrer Monopolstellung aus ihr gemacht, ihr aber, obwohl nicht ausdrücklich vermerkt, die Vorrechte des alleinigen Speisens und Herbergens, zum Unterschied von den später entstandenen Gassen- oder Schenkwirtschaften, eingeräumt. Ob bei der Wirtschaft auch, wie sonst überall, das Recht des Verkaufs von Brot, Schmalz, Lichtern, Tabak und Eisenwaren bestand, läßt sich aus dem vorhandenen Akten- und Urkundenmaterial nicht ersehen. Es mag noch bemerkt werden, daß der Tasernebrief (Urkunde vom Jahr 1490) vorhanden ist.

Als zweiter „lebenswichtiger“ Gewerbebetrieb tritt uns entgegen die Mühle. Leider ist der Besitzer derselben in der Urkunde des Jahres 1358 nicht genannt. Wir erfahren, bloß, daß das Anwesen jährlich 3 Pfund Haller (Seller), 100 Eier und 4 Pfund Weglösin zu geben hat. Näheres vernehmen wir aus Lagerbuch 1471, Blatt 187. Da heißt es:

Item Hans Seherer hat die Mühle sein Lebtag und nicht länger bestanden und ist bezimmert mit einem Haus und stedelin und gilt jährlich

3 Pfund 2 Schill. Heller, 100 Eier, 1 Herbsthuhn, 1 Fastnachtshuhn und gibt zu Weglösin 3 Pfund Heller und um Handlon steht es an Herren Gnade. Und soll dienen wie Hans Scherrenmüllers erbgut und gehört darein $\frac{1}{2}$ Tagwert Bismad auf dem Erelbach gelegen, item mer 6 Tagwert zu Segerden, item mer 2 Tagwert zu Schmansweiler, item mer 1 Gärtlein bei sant Ottilien und bei dem Maiergarten gelegen.

Das Lagerbuch des Klosters Königsbronn 1583 Blatt 35: Josef Schaupp hat innen die unter Mühle, hat zu dieser Zeit drei geng und räder, ist des Klosters eigentum und sein Erbgut. Davon zinst er ewig, unablässig 3 Pfund 2 Schilling Heller, 1 Fastnachtshenne, 1 Herbsthuhn, 100 Eier, ist ferner schuldig 5 Frohndienste, Handlon*) und Weglösin im Veränderungsfall zu je 3 Gulden (= je 60 Kreuzer). Der Müller ist verpflichtet, zu gejägs Zeiten zu hagen und zu jagen. Dem Vorsteimer gibt er zu Vorstrecht ein Viertel Haber Gminder Maß, ein Räs und eine Vorsthenne. Dafür darf er Ackererich, Eicheln und Wildobst klaben und seine Schweine in das Geäder schlagen, wobei er nur von den verkauften Schweinen Ackergerd gibt.

Vom Jahr 1478 existiert die Abschrift des Lehenbriefes (Lagerbuch 1583 Blatt 38) aus dem hervorgeht, das Kunz Wünsch nun das Anwesen besitzt. Die Mühle ist Erblehen, hat Abgaben und Dienste wie oben genannt, ist vogt-, steuer- und gerichtbar dem Kloster Königsbronn. Der Müller hat des Gotteshauses Nutzen wahrzunehmen, das Anwesen baulich zu halten und im Veränderungsfall willig zu übergeben.

1527 hat Hans Schuepf die Mühle. In diesem Jahr kauft das Kloster die 6 Tagwert des Müllers, die zu Seegarten liegen, gegen drei Tagwert im Erlenbach.

Zur Mühle gehört das Haus, darinnen die Mühle ist, die Scheuer, der Backofen und ein Schweinestall samt aller Zugehörung und Gerechtigkeit am Kocher, oberhalb der Badstube zwischen der Kirchenmauer, dem gemeinen Fußweg und dem Kocher gelegen. Die Mühle ist mit Mühlwert und Gebäuden auf Kosten des Inhabers zu erhalten, Holz dazu bekommt er aus dem Gemeindewald Oberkochen, mit Vorwissen beider Herrschaften. Diese Mühle hat eine freie, ungebannte Zufahrt. Kein Ort ist dazu oder davon gezwungen oder gebannen.

Der Mahllohn ist wie folgt vereinbart. Seit alter Zeit hat er von Kern oder Roggen den 24. Teil, von Dinkel und Beesen den 20. Muß er die Frucht mit seinem Fuhrwerk holen, bekommt er für Abholen, Gerben und Mahlen ein Zwölftel. Gerbt er Dinkel für den Verkauf, erhält er ein Vierzigstel, wird der gegebte Dinkel auch gemahlen, dann ein Zwanzigstel. Güter, die in die Mühle gehören, sind es 3 Viertel Acker in Delsch gegen Königsbronn, 3 Tagwert Wiesen am Erlenbach, $\frac{1}{2}$ Tagwert ebende, 1 Tagwert Holzmad zu Dehmannsweiler, 1 Viertel Gras-, Baum- und Krautgarten mitten in der Hirtenwiese.

1691 hat Georg Raunest die Mühle (vor ihm sein Vater Jeremias Raunest, vor alters Josef Schaupp). Das Werk hat wie früher drei Gänge und drei Räder, zahlt den gleichen SELLERZINS (3 Pfund 2 Schilling = 2 Gulden 13 Kreuzer), und leistet die Abgaben und Dienste wie oben beschrieben. Auch an den Gerechtigkeiten (Ackererich usw.), am Güterbestand am Mahllohn usw. hat sich nichts geändert.

*) Hier ist also der Handlohn festgesetzt und nicht mehr zu Gnaden.

Wir sehen also, daß die Rechte und Pflichten des Müllers genau festgesetzt sind. Ganz deutlich geht aus den Bestimmungen des Lagerbuchs hervor, daß die untere Mühle im Jahr 1583 keine Bannmühle mehr ist, die Zufahrt dazu ist „ungebannet“. Somit steht das Anwesen in freier Konkurrenz. Fast möchte man glauben, daß das Kloster wie bei der einstmaligen „gebanneten“ Wirtschaft auch bei der Mühle die Bannrechte abgeschafft hat. Uebrigens hat Oberkochen noch eine Mühle gehabt. In einer Urkunde von 1363 ist von einer Wiese an der „oberen Mülstatt“ die Rede.

Auf Georg Raunest folgt Wigiläus Raunest, dann Joh. G. Blezing, vor 1811 G. A. Scherer, dann Joachim Grupp, nach 1818 Josef Stadelmaier, nach 1875 Kaspar Scherer, um 1883 Joh. G. Scherer, nach 1894 Joh. G. Schieber, seit 1913 Kaspar Scherer.

Wir finden sie 1471 als Gnaden- und Fallehen, 1583 dagegen als Erblehen. 1471 heißt es, sie sei ihm nur auf sein Lebtag und nicht länger geliehen. Der Leser wird denken, daß dies völlig genüge, wenn er sie sein Lebtag besitzt. Aus diesem Ausdruck folgt aber etwas anderes, nämlich die Tatsache, daß seine Nachkommen keinen Rechtsanspruch auf die Mühle hatten. Der Lehensherr konnte, da ihm die Mühle im Todesfall des Inhabers „heimfiel“, eine ganz andere Familie drauf setzen, die Hinterbliebenen des bisherigen Müllers mußten dann abziehen. Da das Handlohn (Sportel des Neuanziehenden beim Aufzug) zu des Herrn Gnade d. h. nicht ein für allemal in einer bestimmten Summe festgesetzt sondern jedesmal im Belieben der Herrschaft stand, war die Mühle nicht nur ein Fall- (es fiel dem Herrn beim Todesfall heim) sondern auch ein Gnadenlehen. Diese Formen des Lehens waren für den Lehensmann nicht eben günstig. Es ist entschieden eine soziale Tat des Klosters Königsbrunn gewesen, daß es aus der Mühle ein Erblehen machte und alle Gebühren ein für allemal festsetzte.

Die „obere“ Mühle (bis 1893 im Betrieb, seitdem Fabrik) ist für das Jahr 1363 bezeugt und lag im ellwangischen Teil des Dorfes. Doch davon vielleicht ein andermal. Oberkochen zeigt als ein in allen seinen Verhältnissen frühe mitten durchgeschnittenes und dann wieder mühsam zusammengesetztes Gemeinwesen außerordentlich interessante örtliche Zustände, die einer genaueren Erforschung wert sind. So ist bei dem bedeutenden Zoll- und Durchgangsverkehr eine öffentliche (herrschaftliche) Schmiede zu vermuten, Spuren einer ellwangischen Taverne sind bereits gefunden. Ebenso dürfte über die Zollstätte da oder dort noch Material vorhanden sein.

Die Feststellung der Besitzverhältnisse auf der unteren Mühle und auf der königsbrunnischen Taverne („Hirsch“) vom 14. und 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag wäre mir ohne die wertvolle Mitarbeit meines Freundes, des Herrn Oberlehrer Günter in Oberkochen, nicht möglich gewesen. Als ein Kenner der örtlichen Verhältnisse, hat er die Feststellung der Inhaber für das 19. Jahrhundert besorgt, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlich danke.

Eine vergangene Figur der Landschaft.

Von G. Wagner.

Wer etwa von Reichenbach nach Wöllstein den allernächsten Weg suchen sollte, könnte schon in einige Verlegenheit kommen. Denn die landschaftlichen Formen dieses Gebietes sind reichlich unruhig, und die „nächsten“ Wege führen den der Gegend Unkundigen sicher in die Irre, ob er nun viel oder wenig oder gar nicht frage. Ich habe einen Mann gekannt, der für seine Zeit der sicherste Führer für das genannte Stück des Oberamts Alen hatte sein können. Vor vierzig Jahren ging dieser Mann durchs Land, gebeugt, ein schwarzer Schnurrbart hing aus einem Gesicht, wie es auf alten Holzschnitten Ziska, der Tscheche trägt. Der Mann ging immer etwas in der Kniebeuge, mit ziemlich großen Schritten, so, als habe er immer wieder einen Graben zu nehmen. Die Augen suchten am Boden, ja das Erdreich schien nicht nur den Blick, sondern auch den Nacken, den Rücken und die Glieder hinabzuziehen. Daß es nicht etwa Alter oder Schwäche war, was ihn klein machte, verrieten die energischen Bewegungen. Und es ist gewiß, daß der Mann immer die ganze Gegend scharf im Auge hatte, wenn es auch schien, als wolle er, ohne sich umzusehen, im Auge zu haben, wie ein Hund, der in den Boden hineinfliehet. Es war nur schwer zu sehen, wie hinter den dichten Hecken der Brauen die Augen schnell hin- und herliefen. Einem Fremden hätte auffallen können, daß der Mann quer über die Wiesen ging und trug doch keinerlei Gerät für Feldarbeit, vielmehr sagten der Wanderstab und eine große Ledertasche, daß er „unterwegs“ war. Es war der „Mausler“. Das war sein Beruf; wie er hieß, weiß ich nicht. Er schnitt sich in den Hecken zähe, meterlange Stöcken und schimpfte in sich hinein, wenn die Bauern wieder eine schöne Hecke herausgehauen hatten. Er meinte, zu jeder Wiese gehört auch eine Hecke. Er hatte es übernommen, die Mäuse zu fangen, und brauchte dazu die Stöcken aus den Hecken. Stock, Schnur und Faden genügten ihm, Fallen herzustellen, die selbsttätig die Mäuser hielten. Für jeden Verbrecher stellte er einen besonderen Schnellgalgen auf. Er hatte allerhand Nerger, nicht nur mit den Mäusen, die oft ihre eigenen Wege bohrten, um der Gerechtigkeit auszuweichen. Auch andere Leute pfuschten dem Mausler ins Handwerk. Da mußte er auf den Bachwiesen den Hütchen mit Schlägen drohen, weil sie ihm Fallen gezogen hatten. Bald stand er auf einem Hof und holte seine Jagdbeute aus dem Ranzen. 5 Mäuse warf er dem Bauern auf den Mist. Bis der Fanglohn gebracht wurde, schimpfte der Mausler kräftig auf einen Bauern in ziemlicher Nähe, der die Fallen auf seiner Wiese vor dem Mausler nachgesehen und die Gehängten beseitigt hatte, weil er nicht zahlen wollte. Der Mausler kannte seine Leute und las auch am Fanggerät ab, was geschah war. Aber wer es war, der ihn um seinen Lohn gebracht hatte, konnte er eben nicht beweisen. Der nächste Bauer, dem der Mausler die Beute auf den Mist zählte, fragte, wie das Gras im Kochertal stünde. Der Mausler gab kurz Auskunft. Das gehörte ja ins Gebiet seiner Wissenschaft: wie verschieden die Wiesen waren. Wenn er auch nicht wußte, daß er so und so oft vom braunen Jura hinunter in den mittleren Keuper wanderte und wieder zurück, so kannte er doch genau die Eigenheiten der Böden. Ihn hätte vor allem der Geologe mit Gewinn ausfragen können. Vielleicht ist es auch aesehen. Schon was er am Stiefel trug, hätte manchmal die Schichtenfolge der Gegend dartun können. Er wußte freilich auch, wo und wie nicht nur die Bodenart, sondern auch Fleiß und Fähigkeit den Ertrag so oder so beeinflussen.

Doch sprach er kaum darüber. Ihm konnte es gleich sein, wer den schlechtesten Haber hatte, wer seine Wiesen am unsaubersten abrechte. Er wußte wohl, wer halbreifes Korn einfuhrte und sagte, es gäbe kein grünes Mehl. Er kannte die Verhältnisse hin und her in den Bauernhöfen und Dörfern, aber er wurde nicht zur Zeitung für Klatschbasen. Wohl gab er Auskunft über offene und gesuchte Dienstbotenstellen, doch nur nebenbei. Er fühlte sich offenbar in keiner Weise verpflichtet, müßige Neugier zu befriedigen. Wie er überhaupt auch auf dem Hundertmorgenhof keinerlei Unterwürfigkeit zeigte, wenn er für seine grauen Toten bezahlt sein wollte. Seine ganze Art schien auszudrücken: Ich weiß mehr als ich sagen will. Es konnte sein, daß er beim Schoppen, wenn einige gute Bekannte dabei saßen, einige Andeutungen hervorstieß von dunklen Taten verbotenen Weidwerks, wie er sie vor langen Jahren getan. Ein sonst tiefversteckter Stolz auf eigene Abenteuer mag ihm da die Zunge gelupft haben. Die Art, wie er mit halbabgewandtem Gesicht die Stücke seiner Erzählung am Tisch vorbei warf, erinnerte an den Jagdhund, der im Schlaf unter dem Ofen immer wieder aufblaffte, weil er im Traum noch einmal hinter dem Hasen her ist. Die Vorsicht im Erzählen war eigentlich unnötig, denn die Sachen lagen soweit zurück, daß strafrechtliche Folgen nicht mehr drohten. Und die paar zuhörenden Bauern freuten sich auch, daß da gräßliche Rehböcke den Weg in die Schloßküche verfehlt hatten, zudem ist der Bauer dem Wilderer eigentlich nie gram gewesen. Was der Mauser von sich erzählte, führte von selbst auf andere Geschichten von verbotener Jagd und kühnen Holzdiebstählen in Herrschaftswäldern. Und das Gespräch kletterte unterhaltsam in der Vergangenheit herum, daß es schließlich beim bayrischen Hiesel hängen blieb. Womit der Mauser die Romantik satt zu haben schien. Denn er stand jetzt auf und ging mit kurzem Gruß, wobei seine erste Bewegung von der Bank weg schon wie ein Schritt über einen Graben schien, fast so, wie sich der Hase vom Lager schnellst: sofort Gangart für querselbein. Der Mauser mußte weiter an die Arbeit. Er nahm das Mausen ernst. Dieser Ernst hatte ihn von der Hochjagd, wo die Leidenschaft herrschte, zur niedersten Jagd geführt, bei der er soviel Leistung und Zuverlässigkeit zu zeigen wußte, daß er unter steigender Achtung in die Rangordnung der Bürgerlichkeit hineinwuchs.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Eingesandt von F. Walter.

Der Vogt vom Fürst.

Oberhalb dem Fürst, einem alten ehemaligen Jägerhause bei Altenhofen ist heute noch auf steiler Bergeshöhe die Ruine eines alten Vogthauses, in welchem einst ein gräßlicher Vogt hauste, zu sehen. Derselbe war ein arger Leuteschinder und bedrückte die Bauern der Umgegend, welche ihm den Zehnten abzugeben hatten, aufs Härteste. Die Dukaten und Kronentaler häuften sich in Scheffeln, die er in den unterirdischen Gewölben seines Baues aufbewahrte.

Sein Jäger Konz, welcher unten im Fürst sein Quartier hatte, war ein wüster und gottloser Geselle, der seinem Herrn in nichts nachstand. Stets waren die beiden von zwei mächtigen dänischen Doggen begleitet und wehe dem Bauerlein, das sich bei einem Waldsrevell ertappen ließ. Die Mäute richtete es gar übel zu und fiel es den beiden rucklosen Kampanten nicht ein, denselben zu wehren; sie stießen im Gegenteil ein teufl-

isches Gelächter aus und hezten die Hunde noch ärger. Ganze Nächte saßen sie in der oberen Kstube des Vogthauses bei Würfel und Wein, wo entsetzlich geschimpft und gesucht wurde. In einer solchen Nacht, es war die Walburgis-Nacht, gossen sie einmal in der zwölften Stunde unter allerlei Verschwörungen Bleifugeln, mit denen jeder Schuß ein sicheres Ziel treffen sollte. Das Blei hierzu brach der gottlose Jäger aus dem Chorfenster der Hofener Kirche aus. Als nun die 3. Kugel gegossen war, fuhr ein Blitzstrahl in das Vogthaus und erschlug die beiden Unholde. Das alte Nest aber brannte bis auf den Grund nieder.

Die Sage von dem Wintenweiblein.

Wenn man von Röhhardt den Fußweg aufs Härtsfeld hinaufsteigt, so kommt man durch ein enges, steil ansteigendes Waldtal, welches im Volksmund der Wintenteich heißt.

Eine uralte Sage berichtet von den Wintenweiblein, welche einst in diesem Tal gehaust haben. Es sind dies ganz kleine, alte verhuselte Weiblein gewesen, welche manchmal den Holz- und Beerensuchern, auch einsamen Wanderern im Walde begegnet sind. Meist gingen sie barfuß mit einem roten Röcklein und Kopftüchlein bekleidet. In ihrem Gürtel hatten sie lauter kleine Messerlein und Fläschlein stecken. Den guten und braven Leuten winkten sie und zeigten ihnen den richtigen Weg und die Plätze im Walde, wo es viel Holz und Beeren gab. Die Bösen aber führten sie absichtlich in die Irre und kamen nachts wenn sie schliefen an ihre Betten in der Bodenkammer um sie zu drücken und zu quälen.

So erzählte einmal ein Schuhmacher, als er nachts ganz wach in seinem Bette lag, habe er auf der Bühne, die über ihm lag, zuerst Schritte vernommen. Dann ging ein leichtes Getrappel die Bodentritte herab; seine verschlossene Kammertüre ging auf und herein kam ein Wintenweiblein, welches sich zu ihm an den Bettrand setzte; nach einer Weile fing es an, ihn am ganzen Körper zu drücken und zu plagen, sodaß ihm beinahe der Schnaufer ausging. Das dauerte so lange, bis das Wintenweiblein, so wie es gekommen, wieder zur Türe hinausging.

Vom Bund für Heimatschutz.

Vor nunmehr 20 Jahren, im Jahr 1907, beschäftigte man sich in Württemberg zum erstenmal damit, eine Heimatschutzorganisation zu schaffen. Als die Vorbereitungen zu einer solchen Organisation beendet waren, wurde im Jahre 1909 der „Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern“ gegründet. In den bald 20 Jahren seines Bestehens hat der Bund die Notwendigkeit des Arbeitens auf dem Gebiete des Heimatschutzes bewiesen.

Was will der Bund für Heimatschutz? Er will, kurz und bündig gesagt, die Schönheit unserer Heimat pflegen. Die Pflugschaft sieht er in doppelter Art vor sich: Alles neu entstehende, das für das Bild der Heimat von Bedeutung werden kann, soll schön gestaltet werden; das Alte aber, das Ueberlieferte, das uns in diesem Bilde eigenartig und wertvoll erscheint, soll nach Möglichkeit geschont und erhalten werden.

Aus dieser Grundeinstellung heraus erstrebt der Bund insbesondere:
Schutz und Pflege des Menschenwerks: der Neubauten und Anlagen aller Art, der überkommenen Werke (Denkmalspflege in weitestem Sinne), der Volkskunst, -Gebräuche und -Feste.

Schutz und Pflege der Natur: der Landschaft, der eigenartigen Pflanzen-, Tier- und Gesteinswelt.

Pflege der Beziehungen zu unseren **auswärts** lebenden Landsleuten, denen das Bild der Heimat besonders teuer ist.

Schutz und Pflege vor allem auch den **geistigen Kräften**, die in der Gegenwart gestaltend in unserer Heimat tätig sind: den Dichtern, den Künstlern, den Volksbildungsbestrebungen, den neuerwachten Kräften gestaltender Volkskunst usw.

Im Rahmen dieses Berichts ist es uns leider nicht möglich, aufzuzeigen, was der Bund im einzelnen schon geleistet hat. Es kann nur gesagt werden, daß durch das Wirken des Bundes manches Schöne im Bilde der Heimat erhalten geblieben, manches Alte in neuer Schönheit wiederhergestellt und manches Neue so gestaltet worden ist, daß es in das Bild der Heimat paßt. Immer war und ist es ein Bestreben des Bundes, die ihm zufließenden Mittel soweit als möglich dem Schutz der Heimat, ihrer Erhaltung und Verschönerung zuzuführen. Zur Erreichung unserer Ziele stehen wir in enger Arbeitsgemeinschaft mit der staatlichen Stelle des Heimatschutzes, dem „Landesamt für Denkmalspflege“.

Unser Bund besteht aus persönlichen und körperschaftlichen Mitgliedern. Jene leisten dem Bunde einen jährlichen Mindestbeitrag von 5.— Mark, diese von mindestens 10.— Mark. Als Gegengabe gibt der Bund jedes Jahr ein reich illustriertes „Schwäbisches Heimatbuch“ heraus, das allen Mitgliedern kostenlos zusteht. Dieses alljährliche Heimatbuch kann schon gar nicht mehr aus dem Bilde der Heimat weggedacht werden; es hat sich schon längst als etwas so Wertvolles erwiesen, daß uns andere Länder darum beneiden.

Tausende von Mitgliedern stehen dem Bunde jetzt schon zur Seite. Dieser kann sich damit nicht zufrieden geben. Es gilt einerseits, den Gedanken des Heimatschutzes in immer weitere Kreise zu tragen; andererseits braucht der Bund zur Verfolgung seiner **alten**, zur Aufnahme **neuer** Ziele vermehrte Mittel, vermehrte Mitarbeiter.

Wir gestatten uns daher, an alle die herzliche und dringende **Bitte** zu richten, **sich dem Bunde als Mitglied anzuschließen**. Was Sie uns an materiellen Gütern durch Ihren Jahresbeitrag geben, geben wir Ihnen in unserem Heimatbuch und im täglich zu schauenden Bilde der Heimat vielfach zurück.

Wenn Sie gewillt sind, dem Bunde für Heimatschutz beizutreten, so bitten wir Sie, dies dem Unterzeichneten mitteilen zu wollen.

Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.

Vertrauensmann: Karl Rieger, Aalen, Turnstr. 10.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Ortsnamen des Oberamts Ellwangen.

Von Völkern, die vor unseren germanischen Vorfahren die Gegend um den Jagtursprung inne hatten, sagen uns die mit Jagst-, Böhler- und Sechta- zusammengesetzten Ortsnamen. Aber während wir beim Kocher und seinen Zusammensetzungen jetzt wenigstens wissen, daß sein Name der Sprache der rätischen Hallstätter angehört — ohne ihn deswegen deuten zu können — ist es uns bei Böhler und Jagst bis heute nicht einmal gelungen, mit Sicherheit angeben zu können, welches von den vor- germanischen Völkern, die einst unsern Heimatboden bewohnten, diese Namen geschaffen haben. Dagegen kann man bei Sechta in Anbetracht der Endung des damit zusammenhängenden Kastellnamen Septemiacum wenigstens mit einiger Sicherheit keltischen Ursprungs annehmen, womit aber über die sprachliche Bedeutung des Namens noch nichts gesagt ist.

An die Herrschaft der Römer in der Gegend erinnert Pfahlheim. Der Ort liegt auf der römischen Grenzbefestigung, dem Limes. Der Name könnte auffallen, da diese Grenzbefestigung auf der Strecke von Lorch über Aalen nach Gunzenhausen und Regensburg kein Pfahlgraben war wie zwischen Osterburken, Jagsthausen und Lorch, sondern eine Mauer. Aber der Name erklärt sich daraus, daß beim Uebergang über Flüsse und Bäche die Grenzmauer durch eingerämmte Pfähle ersetzt war, und Pfahlheim liegt ja am Uebergang des Limes über die Röhlinger Sechta. Es ist kein Grund vorhanden, diese Heim-Ortschaft samt dem benachbarten Salheim für jünger zu halten als Dalkingen und Röhlingen, die ebenfalls auf dem Limes am Uebergang über Bäche liegen und daher — die beiden — ingen wie die beiden — heim — als Einbruchsstellen für den Ansturm der Alemannen in erster Linie in Frage kommen. Von den übrigen -ingen-Orten des Oberamts liegen sämtliche innerhalb des Limes, sind also sicher erst nach seiner Erstürmung angelegt worden außer Salmingen bei Schwabsberg, das ganz wohl ähnlich wie Wilfingen im Oberamt Aalen schon in der ersten Einwanderungszeit als Warteposten vor den guten Einfallsstellen bei Schwabsberg und Röhlingen entstanden sein könnte. Auffallen kann, daß kein einziges der Sippenhäupter, die an der Spitze der alemannischen Erstiedlungen aufgingen, einen altertümlich klingenden zweisilbigen Namen

trägt wie der Malolf im Alener Bezirk oder der Truchtwolf im Ries. Vielmehr sind alle einstämmig, viele mit der gutmütigen — ilo-Endung versehen, daß wir sie uns nur schwer als Vorkämpfer gegen die römische Grenzmauer vorstellen können, den Rohilo und den Wulfilo, den Zuppilo und den Kunilo (letzterer der Gründer von Killingen.) Von diesen Ursiedlungen sind Wößlingen und die beiden Wilflingen zwerghaft geblieben, heute nicht viel größer als zur Gründungszeit unter Wasso und Wulfilo, vor anderthalb tausend Jahren. Auch von den größeren -ingen-Orten des Bezirks zählt heute keiner mehr als 700 Einwohner.

Im Unterschied vom Alener Bezirk ist nun der Ellwanger reich an -heim-, -statt-, -stetten-, und -dorf-Siedlungen, d. h. der Ausbau der Urmärkungen hat hier in der Ellwanger Gegend bald nach der alemannischen Landnahme stark und ununterbrochen eingesetzt. An die sicher recht alten Pfählheim und Halheim — der Sinn des letzteren ist noch unklar — schließen sich Neuenheim, wohl von Röhlingen aus neu gegründet, dann Bergheim, Schneidheim, das nach Ausweis seines ersten Bestandtheils in einem Walddurchhieb angelegt, weiter Schrezeim, das an unheimlichem, geisterhaften Ort gegründet worden ist. Jünger erscheinen Riegersheim, Gemeinde Jagtzell und Walgheim, sowie Lauchheim, letzteres, weil es sehr wahrscheinlich „Grenzheim“ bedeutet und dann die Abgrenzung des Riesgaus gegen den Virgundwaldgau und Kochergau voraussetzt, die beiden ersteren, weil sie — zum erstenmal im Bezirk — die Benennung einer Siedlung nach einem einzelnen Menschen, Rüdiger und Walch, enthalten.

Nicht jünger als die -heim-Orte sind wohl auch die in ihrer Bedeutung immer noch umstrittenen -statt und -stetten, in denen die einen Siedlungen auf römischen oder noch älteren Plätzen sehen wollen, die anderen ursprünglich Weidestellen, die später besiedelt worden sind: Dürrenstetten und sein Gegenteil: Grunstädt, Hofstetten, Mohrenstetten, Lindstetten, das einst nach dem Besiedler Lenzstetten geheißen hat, Stetten bei Lauchheim und Stödtlen, sodann Georgenstatt, Neuenstadt zwischen Röhligen und Neuenheim und die in ihrem ersten Bestandteil noch unklaren Rattstatt und Keuerstadt, die vielleicht nach Eigennamen benannt sind, endlich Kammerstadt, das wohl ein Kammergut — der Weiler gehörte zur Tannenburg — bezeichnete.

In die Zeit des ersten Ausbaus der Urmarkungen gehören auch noch die *-dorf*-Siedlungen, deren zwei im Oberamt vorkommen nämlich Lindorf, nach der Linde genannt, und Sederndorf, das man richtiger Zeterndorf schreiben würde, weil es — mit „Traubenzeter“ und „verzetteln“ zusammenhängend — „weit zerstreutes Dorf“ bedeutet.

Jünger sind schon die =hausen, =hofen und =zimern, zu denen sich im Bezirk eine seltene Bildung: Neuler, alt Riulaeri = Neuhausen gesellt. Der Name erinnert an die im Hessischen häufigen Orte wie Fricklar und Wehlar. Mit diesen Siedlungen sind wir schon in der Zeit, da nicht mehr die Sippe, sondern der einzelne, ein werdender Großbauer oder Ortsabeliger, bei der Wahl des Wohnorts bestimmend mitsprach: Baierhofen, Wagenhofen, Immenhofen, Mangoldshausen, Benzenzimmern. In anderen Fällen sind die Neuanlagen nach der Vertlichkeit näher bestimmt: Haisterhofen = bei den Hagbuchern, Westerhofen und Westhausen, beide westlich von der Ursiedlung Röttingen aus angelegt u. benannt, Nordhausen, von Kerkingen oder Zipplingen aus gerechnet, Buchhausen, Hart-

hausen und Tannhausen, die sich durch ihren ersten Theil als Waldsiedlungen kennzeichnen; schließlich Secktenhausen und Hütten — ohne nähere Bestimmung —. Noch deutlicher als das adelmannschaftliche Hütten führen uns die 12 im Oberamt vorhanden — weiler in die Zeit der mittelalterlichen adeligen Grundherrschaften herunter. Sie sind wie die -hausen- und -höfen theils nach dem Einzelsiedler genannt wie Dietrichsweiler, Dantoltsweiler, Finkenweiler, Humielsweiler, Engelhardsweiler, Regelsweiler, wahrscheinlich von einer Regine oder Regel benannt, theils von der Lage, so: Forstweiler, Gypsweiler und Espachweiler, das im Espenwald angelegt und nach ihm benannt wurde, dazu drei Weiler ohne nähere Bezeichnung und die deutlich adelig-feudalen Tannenburg und Burgstall.

Neben der weltlichen Grundherrschaft wirkte, und zwar im Gebiet der gefürsteten Propstei Ellwangen besonders wichtig, die geistliche als Triebkraft zur Neusiedlung. Neben den Bühlerzell, Jagstzell, Eigenzell, Birkenzell und Oberzell stehen sprechende Namen wie Mönchsrot und Fronrot, sowie die Unzahl der jungen und jüngsten Siedlungen, deren Namen ursprünglich Flurnamen sind, an der Spitze der Name Ellwangen, an dessen Stelle zur Zeit, da Rohilo und Genossen sich längst auf und am Limes festgesetzt hatten, noch Jahrhunderte lang der Elch geweidet hat.

Zu den älteren unter diesen verhältnismäßig jungen Anlagen wird man die nach dem für Menschen und Vieh gleich wichtigen Wasser benannten zählen dürfen, so Lippach, einst Litbach, d. h. gleitender, ruhig fließender Bach, Reichenbach, d. i. starker Bach, Niebach, d. h. Niedbach, Dambach = Bach im Tann, Haselbach, Grumbach, d. h. im Grünen fließender, Brombach mit Brombeeren bestockter, Hirlbach alt Hürwelbach, will sagen Schlamm Bach, Strambach, streifenschmäler Bach, Rotenbach vom roten Sand benannt, endlich Beersbach und Rindelbach, die beide das Anrecht eines einzelnen, an den Bach oder vielmehr seine Ufer bezeichnen, im ersten Fall eines Berolt, im zweiten eines Randilo. Ferner Halbach, das wahrscheinlich: gleich Glatzbach ist. Von Quellen haben ferner ihren Namen: Bronnen und Kraßbronn d. h. Grasbronn = Quelle im grünen Gras, Hochbronn, Elrichsbronn, Konradsbronn, Schönbronn und Gerabronn, letztere wieder den einzelnen, Konrad und Gero und ihre Rechte an diese Quellen hervorhebend. Ebenfalls mit dem Wasser hängen zusammen die Wört d. i. grünes Land am Bach und die mancherlei = au, als da sind: Schöna u, (Bösen-) Lust = n a u, Stilla u und Gera u d. h. spitzwinklig vorspringendes Land am Wasser; ebenso Kalten w a g d. h. (am) kalten Gumpen.

Wasser ist zur Tränkung und zum Fischfang dem einfachen Menschen gleich unentbehrlich, aber ebenso unentbehrlich der Wald zur Jagd. Davon sind die Waldortsnamen genommen: Ellwangen, Saverwang d. h. Krokusweidefeld, Beerhalden, Buch, Ramsen-
strut d. h. Rabengebüsch, Breitenbach, einst Breitenbuch geheißen, Böhlerkann d. i. Tannenwald an der Böhler, Hochkann, Tannenbühl, Ei(h)berg, Hundslohe d. h. Hundswald, Forst, Zumholz, Eichenrain — in einer Gegend, in der es wohl heute wenig Eichen mehr gibt, — und Hinterwald; ebenso Hart d. h. Weidewald samt Gaisghardt und Gaghart, letzteres den Namen des Eigentümers Gach andeutend.

In all diesen Orten war es keine besonders schwere Arbeit, die Siedlung anzulegen. Anders im dichten Wald, wo erst gereutet werden mußte. Auf diese Weise entstanden die Ortschaften Röttlen d. h. kleine Rodung, Frankenreute und Dettenroden, deren erster Teil die Namen der Reutenden enthält, ebenso Elberschwenden, Ruital d. h. Reutetal, Altmannsrot, Eggenrot, Tragenroden und Bleichroden, während Niederroden und Hochgerut von der Dertlichkeit der Reutung reden. Der besonderen Art, den Wald durch Feuer zu reuten, sprechen die Namen Hinterbrand und Kohlwäsen.

Wieder von weniger mühevoller Siedlungsarbeit sagen die einfachen Flurortsnamen mit oder ohne Eigentümerbezeichnung: Schönenberg, Lengenberg, Ebnat-Ebene, Hohenberg und Rosenberg, letzterer Name von wilden Rosen herrührend, dann Hohlenstein, Ed, Steinenbühl, Spizenberg, Weidach d. h. weidenbepflanzte Stelle, Winterberg d. i. sonnenlose, nach Norden gelegene Bergseite, Gromberg, nach der älteren Schreibweise = im grauen Berg, Grünberg, einst Krähenberg genannt, Himmelreich d. h. sonnige, hochgelegene Stelle, Kottspiel d. i. Kotesbühl, Finken-berg, Senzenberg, Erpfental, Schwabsberg, Ellenberg, Böhrsberg, früher Bernsberg, Mahengehren — letztere acht den Siedler und ersten Besitzer bezeichnend, der letzte Name in seinem zweiten Teil auf ein wie die Speerspiße spitzwinklig zulaufendes Feldstück bezüglich. Pfaffenhölzle deutet auf geistliche Grundherrschaft.

Diese auf bequemerer Siedlungsfläche liegenden Ortschaften sind gewiß auch etwas früher entstanden als die auf gereutetem Waldboden gelegenen.

Die zahlreichen Höfe im Bezirk, die zum Teil ganz junge Gründungen sind, haben ihre Namen entweder von ihrem Gründer und ersten Besitzer, so der Benzenhof, der Uhlhof, der Scheuenhof, und mit Abfall des Grundworts — Röhmen(-hof), Stoden und Knäusen oder von der Flur, in der sie liegen: der Greuthof, der Gerhof d. h. der in einem spitzig zulaufenden Zwickel liegt, der Springhof, wahrscheinlich: der Hof an der Quelle. Der Zolhof ist Grenzhof von ellwängisch-pröpstlichem und ansbachisch-brandenburgischem Gebiet. Der Freihof betont, daß er in dieser Lage zwischen den Herrschaften sich das Recht gewahrt hat, seinen Herrn zu wählen. Scherzhafte Bezeichnungen scheinen zu sein: der Mehlfhof, der Schüsselhof, vielleicht auch der Süßhof; der Rindenhof hat wohl seinen Namen von seinem Haupterzeugnis.

Auch die Jamer mühle bei Wört ist vermutlich boshaft gemeinte Scherzbezeichnung. Unter den übrigen Mühlensiedlungen verdient Willa, Gemeinde Rosenberg hervorgehoben zu werden, deren entstellter Schreibweise heute kein Mensch mehr den ursprünglichen Sinn „Milla“ ansehen würde — ein schlagender Beweis dafür, daß die heutige Schreibung der Namen keinerlei zuverlässigen Anhaltspunkt für ihre Deutung gibt.

Rudolf Kapff, Urach.

Von einem Aalener Bürgersohn der vor 200 Jahren in Regensburg zu Wohlstand und Ansehen gelangte.

Von Prof. a. D. Eßich in Heilbronn.

Wenn man sich mit Familienforschung beschäftigt, stößt man auch auf manches, was zwar nicht unmittelbar damit zusammenhängt, aber interessante Einblicke in vergangene Zeiten gewährt. So ging es mir, als ich nicht nach der traurigen Inflationszeit daran machte, die Ahnentafel meiner 1919 verstorbenen Frau, einer Tochter des 1878 gestorbenen Bärenwirts Christian Böhlinger und seiner Frau Barbara geb. Bezler, gest. 1886, aufzustellen. Dabei hat mich Herr Stefan Rohrer in entgegenkommendster Weise unterstützt, wofür ich ihm aufrichtig Dank schulde. Leider beginnen die Aalener Kirchenbücher erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts; doch war es mir möglich, eine 64stellige Ahnentafel aufzustellen. Eine solche zeigt, aus welchen Quellen unser Blut stammt, und darauf legt die heutige Vererbungslehre großen Wert. Von den sechs Böhlingern waren zwei auf dem roten Ochsen, zwei auf dem Rößle, zwei auf dem wahren zwei auf dem roten Ochsen, zwei auf dem Rößle, zwei auf dem wahren. In der Ahnentafel kommt dreimal der Name Arnold vor. Die Namen Böhlinger und Arnold, die in Aalen schon 1453 vorkommen, sind althochdeutsche Namen; jener geht zurück auf das größte Raubtier der deutschen Wälder, den Bären, und Ger (Speer mit steinerner, später eiserner Spitze), Bernger, Berengar, oder da „ing“ die Abstammung vom Vater bezeichnet, Sohn oder Nachkomme eines Mannes, der Bero hieß, auch von einer Sippenfiedlung Böhlingen kann der Name abgeleitet werden. Arnold aber ist zusammengesetzt aus Arn = Adler und old, das verkürzt ist aus wald (walten = herrschen). Böhlinger kann also bedeuten einen, der den Bären mit dem Speer jagt und Arnold, einen, der herrscht wie ein Adler. Im Jahre 1722 heiratete der Rotochsenwirt Joh. Melchior Böhlinger eine Tochter des Amtsbürgermeisters und Rastenspflegers Joh. Melch. Arnold. Dieser war ein „Beck“, wie ja namentlich in den Reichsstädten die Stadthäupter gewöhnlich aus den Zünften hervorgingen. Ein tüchtiger Handwerker wurde Zunftmeister, kam in den Rat und konnte schließlich zur Würde eines Bürgermeisters emporsteigen. Arnold muß ein sehr tüchtiger und angesehener Mann gewesen sein, denn er wurde 10 oder 12mal zum Bürgermeister gewählt. Er war geboren 1662 und starb 71 Jahr alt am 7. Januar 1733. Obiit in consulatione heißt es im Totenregister, er starb als Bürgermeister. Er war dreimal verheiratet, erstmals als 24jähriger Bäckersohn mit Anna Barbara Pahl, 25. Mai 1686, nach dem Tode des Ratsverwandten Georg Pahl. Nachdem sie neun Kinder geboren hatte, starb sie 17. Mai 1699. Die meisten von ihnen waren ihr im Tod vorangegangen. Die jüngste Tochter wurde die Frau des Rotochsenwirts Böhlinger. Arnold heiratete wieder am 6. Febr. 1700 die Tochter des Müllers und Untergangsverwandten Baltas Krauß, Katharine, geb. 28. Aug. 1671, gest. 15. Febr. 1707. Die kurze Ehe war mit 6 Kindern gesegnet. Das älteste war Joh. Melchior, geb. 12. Dez. 1700; er wurde auch „Beck“ und später Bürger- und Stättmeister. Seine Tochter Anna Maria heiratete den Bierbrauer und Bärenwirt Sebastian Koch, Witwer, der von einem der sieben Hasenhöfe von Lauterburg stammte. Dessen Tochter heiratete den Radwirtssohn Immanuel Köpf, der dadurch auf den Bären kam, und dessen Tochter Anna Maria heiratete den Sohn des Rößleswirts Böhlinger, Georg Martin, der dann den Bären übernahm. Er war der Großvater meiner Frau, und seine Gattin war eine Ururenkelin des alten Joh. Melch. Arnold. Sein zweiter Sohn zweiter Ehe hieß Joh. Balthasar, geb. 25. Juni 1704; von ihm wird später ausführ-

licher die Rede sein. Die dritte Ehe schloß der 52jährige mit der 23 Jahre alten Anna Maria Dritttler, Tochter des Mehgers Georg Dritttler; sie schenkte ihm noch 5 Kinder und überlebte ihren Gatten um 32 Jahre. Eine Tochter ihres ältesten Sohnes Joh. Georg, auch „Bed“, war verheiratet mit dem Mehger Joh. Matth. Bezler, dem Großvater meiner Schwiegermutter.

Der obengenannte Joh. Balthasar wanderte wahrscheinlich in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach Regensburg aus, das eine alte, bedeutende Handelsstadt und seit 1663 der ständige Sitz des deutschen Reichstags war. Obgleich nun Alen bei den Verhandlungen sich meist durch den Gesandten der benachbarten, viel bedeutenderen Reichsstadt Ulm vertreten ließ, so wird doch auch der langjährige Bürgermeister Arnold Beziehungen zu Regensburg gehabt haben. Von diesem J. B. Arnold besitze ich durch meine Schwägerin, Frä. Anne Böhringer, ein Steuerbuch. Es ist ein Oktavbändchen mit Lederrücken und 100 Blättern, wovon nur 30 zu 41 Steuereinträgen benützt sind. Die andern sind unbeschrieben. Wie einfach waren damals die Steuerverhältnisse! Da gab es noch keine duzenderlei Steuern, auch keine Vorauszahlungen; wiederholt wurde die Steuer nachträglich für zwei Jahre bezahlt, ohne daß ein Zuschlag entrichtet werden mußte. Steuer war nur zu zahlen von Haus, Warenvorräten und Barvermögen nach Abzug von zweifelhaften Forderungen ($\frac{1}{4}$ des Betrags). Der erste Eintrag lautet: Den 15. Sept. 1733 zahlt Johann Balthasar Arnoldt, Bürger und Spezereihändler alhier von 600 fl. (Gulden zu 60 Kreuzer = $\times$, zu 4 d) Barschaft und Waren die Steuer vor das 1732 und 33te Jahr jede mit 6 fl 48×3 d tut 13 fl 37×2 d. Steuer-Amt (ohne Namen). Beigefügt ist der Stempel der Stadt, 2 gekreuzte Schlüssel. Die Steuer betrug also etwas über 1 v. H. Aber schon 1734 besitzt er (vielleicht durch Heirat) ein Haus in der Donauwacht, das er mit 1600 fl versteuert und außer 200 fl verloren geachteter Schulden (bedeutet Forderungen) noch 1400 fl Waren u. Barschaft, wofür er 34 fl 22×2 d Steuer entrichtet. Nun vergrößert sich sein Geschäft rasch; 1741 besitzt er außer seinem Haus 4400 fl bar und 2500 fl. Ausstände, wovon er $\frac{1}{4}$ = 625 fl abziehen darf. 1753 hat er ein zweites Haus in der Donauwacht. Auch sein Ansehen wuchs, denn 1757 ist er Stadtgerichtsaffessor. Die Verhältnisse in Regensburg scheinen damals sehr günstig gewesen zu sein; denn nachdem er 5 Jahre 165 fl Steuer bezahlt hatte, darf er mehrere Jahre nur 116 fl bezahlen, obwohl sein Vermögen sich beträchtlich vergrößert hat. Wenn so etwas im jetzigen deutschen Reich und seinen Städten sich ereignen würde! Erst von 1759 zahlt er 307 fl. Am 1765 besitzt er 3 Häuser, 12 000 fl, aber 34 000 fl Ausstände; also auch damals schon war es stark im Schwang, auf Borg zu kaufen. Die Steuer betrug nur 500 fl. Seine letzte Steuererklärung vom 5. Jan. 1773 lautet: 3 Häuser, 58 000 fl bar und nach Abzug der zweifelhaften noch 31 500 fl Forderungen. Gestorben ist er zwischen 5. Jan. u. 30. Aug. 1773, etwa 69 J. a.; denn der letzte Eintrag stammt eben vom 30. Aug. und gibt Aufschluß über seinen Nachlaß. Er scheint mit seinen Angaben sehr vorsichtig gewesen zu sein; denn hier wird die Barschaft mit 80 300 fl, dagegen die guten Ausstände mit 20 100 fl angegeben. Er hinterließ also 3 Häuser und rund 100 000 fl, ein damals ganz beträchtliches Vermögen. Leider sind hier mehrere Blätter herausgeschnitten, so daß über etwaige Nachversteuerung und Erbschaftsteuer nichts zu entnehmen ist. Seine Frau hieß Maximiliane Eleonore geb. Freidl. Er scheint nur ein Kind, eine Tochter Maria Sidonia hinterlassen zu haben, die einen Herrn von Bomsdorf heiratete. Sie erkrankte im Sommer 1802 und errichtete 12.

September ein Testament, dessen Abschrift ich von meiner Schwägerin erhalten habe. Nach Abzug des ihrem Mann zukommenden Teils vermachte sie etwa 28 000 fl ihren Großneffen und Großnichten väterlicher- und mütterlicherseits; davon gingen aber 14 000 fl für verschiedene Legate ab. Namentlich bedachte sie ihre Kammerjungfer mit 4000 fl, „die sich bisher bei ihrem vieljährigen Dienst mit aller Achtung und Treue gegen mich betragen hat“. Außerdem erhielt sie eine vollständige Zimmereinrichtung, viel Weißzeug, ein Halsgehänge von Perlen mittlerer Größe, sowie „mein schönes schwarzes Communion- (Abendmahl-) Kleid von gros de our“ (Seide). Nach Alen fielen 7800 fl für sechs Erben; aber nach Abzug von 10 v. H. Erbschaftsteuer und weiteren 200 fl Nachsteuer, nach Belohnung für den Testamentvollstrecker, Porto („vor Porto von 5000 fl nach Wien und zurück 75 fl“), blieben noch 6159 fl übrig, so daß jeder Erbe noch etwas über 1000 fl erhielt, ein für jene Zeit nicht unbedeutender Betrag. Das Geld wurde im Mai 1805 in einem Kistchen mit Reisen nach Alen geschickt, das Porto wurde mit 20 fl $34 \times$ berechnet. Ob Arnold mit seinen Alener Verwandten brieflichen Verkehr unterhalten oder selbst Alen wieder besucht hat, weiß ich nicht; jedenfalls war er ein sehr tüchtiger und angesehener Bürger in Regensburg, der seinem Vater und seiner Vaterstadt Ehre machte.

Reiseerlebnisse eines Neresheimer Abts in der Türkei von 1699 – 1701.

Von J. Kammerer.

In schweren wechselvollen Kämpfen hatte Kaiser Leopold I (1658 bis 1705) sich des Ansturms der türkischen Heere erwehrt, die seine österreichischen Erbländer immer wieder aufs neue bedrohten und 1683 bis vor Wien gekommen waren. Tief bis ins Feindesland trug die österreichische Armee ihre siegreichen Waffen, aber der Kampf gegen Frankreich, das auf das kurpfälzische Erbe Anspruch erhob, brachte Leopold I fast um alle Früchte der Waffentaten seiner Heere, die in blutigen Kämpfen die Türken Schritt für Schritt zurückgedrängt und ihnen Waffenplätze von der Bedeutung Ofens und Belgrads entzogen hatten: Während Leopold im Ryswiker Frieden 1697, der die Kämpfe gegen Frankreich für wenige Jahre zum Stillstand brachte, die Belange des Reiches den Franzosen preisgab, gelang es ihm endlich, den Türken gegenüber einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Bis zum Jahre 1696 hatte die österreichische Kriegerleitung in Ungarn gegen den Erbfeind nichts ausrichten können: Das Heer litt an allem Notwendigen Mangel und wurde schlecht geführt. Da bewirkte das Jahr 1697 einen völligen Umschwung, als man den erst dreiundzwanzigjährigen Prinzen Eugen von Savoyen zum Oberbefehlshaber berief. Als geborener Feldherr verstand es Prinz Eugen, dem Heer einen neuen Geist einzuflöschen. Am 11. Sept. 1697 errang er den Sieg in dem Kampf bei Zenta, der größten Türken Schlacht des Jahrhunderts. Die kaiserliche Armee erstürmte das von einem Theißarme umgebene Türkenlager, der Sultan Mustapha mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuschauen und in der Flucht sein Heil suchen. Die kaiserliche Armee hatte nur geringe Verluste zu beklagen (2000 Mann), von den Türken deckten 20 000 das Schlachtfeld, 10 000 kamen in den Fluten der Theiß um. Die Niederlage machte den Sultan geneigt, in Verhandlungen einzutreten; im Oktober 1698 traten in Karlowitz, einem Dorfe zwischen Peterwardein und Belgrad Friedensunterhändler zu Verhandlungen zusammen, die ein für Oesterreich recht günstiges Ergeb-

nis hatten: es erhielt nicht nur alles Land zwischen Theiß und Donau, sondern auch ganz Siebenbürgen zugesprochen.

Am 26. Jan. 1699 setzten die Unterhändler der beiden Mächte ihre Unterschrift unter den Friedensvertrag. Nach altem Brauch sollte die Wiederaufnahme friedlicher Beziehungen zwischen den einst sich befehdenden Staaten durch eine Gesandtschaft eingeleitet werden, der auch die Aufgabe zufiel, die Ausführung aller im Vertrag ausbedungenen Leistungen wie z. B. Austausch der Gefangenen zu überwachen und nach Kräften in unendlichen Verhandlungen zu beschleunigen. Mit dieser Aufgabe wurde von Kaiser Leopold Graf Wolfgang von Rettingen betraut, der bei den Friedensverhandlungen besonders Geschick bewiesen hatte und darum der geeignete Mann für diese Sendung war.

Es stand freilich eine gute Weile an, bis die Reise, die nach Konstantinopel führen sollte, angetreten werden konnte. Galt es doch ein stattliches Gefolge zusammenzustellen und mit aller Sorgfalt eine Reise vorzubereiten, die bei der Langsamkeit der damaligen Verkehrsmittel Monate währen würde. Zudem sollte die Gesandtschaft auf ihrer Reise durch's einstige Feindesland durch ihre Größe und ihren Glanz der Bevölkerung Kunde geben von der Macht und dem Ansehen des einstigen Gegners. Ein stattliches Gefolge von etwa 270 Personen war dazu ausersehen, den Großbotschafter auf seiner Reise zu begleiten und so den Glanz österreichischer Macht der Welt vor Augen zu führen. Neben einer ansehnlichen Anzahl von Kavaliern u. Edelleuten die nun, da wieder Friede herrschte, gerne zur Erholung von den Strapazen des Krieges ein Stück Welt sehen wollten, wurde ein großes Gefolge zusammengestellt. Da waren als Leibwache 24 Trabanten, daneben 24 Tataren, 12 Pagen, eine kleine, mit prächtigen Instrumenten versehene Musikkapelle die sogar eine Orgel mit sich führte, 12 Köche mit Küchenpersonal, ein Arzt, ein Bader (Wundarzt), ein Apotheker, dazu Wagen, Pferde, Geschirr usw. Ja, auch an die geistliche Versorgung des Gefolges war gedacht: als Beichtvater sollte Abt Simpert von Neresheim die Reise mitmachen. Bei den nahen Beziehungen, die zwischen dem Haus Dettingen und dem seinen Schirm und Schutz unterstehenden Benediktinerkloster bestanden, lag es nahe, gerade von dort sich einen Priester zu erwählen.

Am 27. September 1699 zog der Botschafter mit seinem Gefolge „Bei Zusehung einer unglaublichen Menge Volks“ in feierlichem Zuge in Wien ein, um sich vom Kaiser zu verabschieden und 3 Wochen später, am 20. Oktober nachmittags halb 4 Uhr wurde die Reise auf dem Wasserwege angetreten. Unter großem Zulauf, unter Pauten- und Trompetenschall stießen die 42 Schiffe, die das Gefolge und den Troß aufnahmen, vom Lande. Nach zweistündiger Fahrt wurde halt gemacht und das Abendessen auf den Schiffen eingenommen. Abt Simpert hat sich's nicht verdrießen lassen, während der Reise ein Tagebuch zu führen, das er später auf vieler Wunsch in den Druck gab — ein stattliches Büchlein von 359 Seiten mit dem langatmigen Titel: „Diarium oder: Ausführliche curiose Reiß-Beschreibung von Wien nach Constantinopel und von dar wider zurück nach Teutschland, auch was sich hin- und wider merkwürdiges dabei zugetragen, daß Hochgebohrnen Grafen und Herrn Herrn Wolfgang, Grafens zu Dettingen etc. der Röm. Kayserl. Majest. etc. Geheimen Rath, Cammerern und Reichs-Hof-Raths-Präsidenten etc. Welche Seine Hoch-Gräfl. Erzell. Als Ihro Röm. Kayserl. Majest. Groß-Botschaffter den 20. Oktob. an. 1699 angetreten und an. 1701 den 29. Jan. glücklichen vollendet, Beschreiben von Simperto, deß löbl. Gottshauß Neresheim, Ord. S. Benedicti, Abbt als Ihro Erzell. deß Herrn Groß-Botschaffters bey erst-ermelt-vorgewesten Gesandtschaft Prälato domestico etc. Augspurg bey Georg Schlüter, Buchh. N. 1701.“

(Fortsetzung folgt.)



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Reiseerlebnisse eines Neresheimer Abts in der Türkei von 1699 – 1701.

Von J. Kammerer.

(Schluß)

Getreulich erzählt uns Simpert in diesem Tagebuch, das mit einem, den Großbotschafter in türkischer Tracht darstellenden Kupferstich geschmückt ist, alles, was die Gesandtschaft unterwegs erlebt hat, Großes und Kleines. Ihn kümmert es nicht, daß sein Büchlein von Kritikern „betadelt oder beschmachtet“ werden wird; er strebt nicht nach schriftstellerischem Ruhm, ihm ist's nur darum zu tun, wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten.

Lassen wir uns nun von ihm etwas von seinen Reiseerlebnissen erzählen! In flotter Fahrt ging's die deutsche Donau hinab. In den Städten und Festungen, die am Wege lagen, wurde allemal halt gemacht; meistens wurde die kleine Flotte von den Behörden festlich empfangen und die Herren des Gefolges stiegen gerne ans Land, sei's um die Städte und Festungen, die oft noch Spuren der vergangenen Kämpfe aufwiesen, zu besichtigen, sei's um sich nach der Eintönigkeit der Fahrt zu „divertieren“. Mitunter unterbrach auch Jagdvergnügen die Fahrt; als die Flottille an der großen Schüttinsel vorbeifuhr, vergnügten sich die Herren Kavaliere mit einer kleinen Jagd, deren Beute unser Abt in seinem Tagebuch getreulich verzeichnet. Nicht gering war der Schrecken, als in Gran ein spät abends aus Konstantinopel eintreffender Kurier die böse Kunde brachte, daß in der Türkei bis Belgrad die Pest wüthete. In Ofen hatten die einen ihr Kurzweil in den warmen Bädern, die andern vergnügten sich bei einem Glase des guten Ofnerweins, wieder andere fuhrten über die Donau nach Pest, um diese Stadt zu besichtigen. Auf der Fahrt vorbei an der dem Türkenbezwiner Prinz Eugen von Savoyen gehörenden Donauinsel St. Margrethen wurde, wie sich's gebührt, mit Pauten und Trompetenschall der Namenstag des Großbotschafters gefeiert. Schnee und Regen triübten freilich bald genug den Genuß der Fahrt durch's ungariſche Tiefland, vorbei an Städten und Dörfern, die deutliche Spuren des vergangenen Krieges trugen. Zu sehen gab's auch da allerlei: in des Abts Tagebuch folgen geschichtliche Notizen auf Einträge aus dem Gebiet

der Erdkunde oder Tierkunde. In Carlswitz wurden alte Erinnerungen an die Friedensverhandlungen aufgefrischt, die bis in den Januar des Jahres hinein gedauert hatten. Das Haus, in dem die Verhandlungen stattgefunden hatten, war in der Zwischenzeit in eine der Maria de Pace (Maria des Friedens) geweihte Kirche umgewandelt worden. Oberhalb Slantamen wurde an der damaligen Grenze Oestreich-Ungarns Halt gemacht. Dort sollte auf den von Belgrad heranziehenden türkischen Botschafter gewartet werden, dem es oblag, die Kaiserliche Gesandtschaft zu bewillkommen und ins Innere des Reichs zu geleiten. Mit stattlichem militärischem Gefolge ging's zu Lande der Grenze zu, der sich von Belgrad her ein ebenso stattlicher Trupp mit türkischer Musik unter klingendem Spiel zu bewegte. Da der Zug der Türken nur langsam vorwärts kam, verlangsamte man auch auf österreichischer Seite das Tempo des Marsches. Es wollte eben keiner der beiden Botschafter zuerst an der Grenze ankommen und sich durch Warten auf den andern was vergeben! Der Bericht Simpert's hört sich ganz lustig an: „Als die zwei Botschafter Schritt vor Schritt denen äußersten Säulen (Grenzsteine) sich genähert, hat der unserige gezeiget, als wolt er absteigen, worauff der Türkisch sich gleich auß dem Sattel geschwungen; indeme aber die Türken gesehen, daß der Rans. Botschafter annoch sitze, haben sie den Ihrigen so lang ausser dem Sattel mit denen Händen gehalten, biß auch der Rans. sich auß dem Sattel begeben, worauff beyde miteinander abgestiegen, die Erden betreten, zusammengegangen und einander freundlichst salutirt.“ So hatte sich wenigstens keiner seiner hohen Würde begeben! Als ein gutes tröstliches Vorzeichen begrüßte es Simpert, daß während dieser Szene über den Truppen ein großer Adler schwebte. Nach dieser Begrüßung ging es dann wieder auf die Schiffe, Belgrad zu, an der zerstörten Festung Semlin vorbei. In feierlichem Zug wurde Belgrad am 9. Dezember betreten. Nach einem kurzen Aufenthalt ging's dann zu Schiff weiter, dem Eisernen Tor zu, wo die Donau durch die Felsen sich einen engen Durchgang geschaffen hat. Vor der Einfahrt ins Eisernen Tor, dessen an Wirbeln, Klippen und Stromschnellen reiche Durchfahrt von jeher gefürchtet war, wurden 3 Heilige Messen, dem Hlg. Nikolaus zu Ehren, um gutes Gelingen der Fahrt gelesen. Die Aengstlichen gingen freilich lieber ans Land, während die Behärteren wagemutig auf den Schiffen blieben. Die zwei Stunden währende Fahrt ging glücklich von statten. Bald sollte die Fahrt ein Ende nehmen. Zunehmende Kälte gebot der Schifffahrt Einhalt. In Sistor froren die Schiffe ein und es blieb nun nichts andres übrig, als auf dem Landweg die Reise fortzusetzen.

War die Reise bisher schon mitunter beschwerlich gewesen, so fehlte es vollends, da es durch raues, unwirtliches Land ohne gebahnte Straßen ging, nicht an Mühen und Nöten. Tiefer Schnee lag auf dem Lande; bei den schlechten Ochsengepannen kam man nur langsam vom Fleck. Die Wege waren in solch trostlosem Zustande, daß fast an jedem Rastort die übel mitgenommenen Wagen repariert werden mußten. Trostlos waren die nächtlichen Unterkünfte. Simpert klagt: „jedes Baur-Haus in Teutschland ist ein Palast gegen diese liederlichen Wohnungen und finstern Böcher.“ In Carmanke wurde Neujahr gefeiert, in Russit (wohl Rußschud) das Erscheinungsfest. Großen Eindruck machten auf die Bevölkerung, die aus Türken, Griechen und Armeniern bestand, allemal die Musik, die sie wie „unbewöglige Stöck“ anhörten, und die Feier der Hlg. Messe, die sie „mit aufgesperrtem Maul beschauten“. Der Gesandtschaft schlossen sich unterwegs christliche Sklaven an, die ihren Herrn entlaufen waren und von der Gesandtschaft Errettung aus ihrem traurigen Schick-

sal erhofften; sie wurden theils ausgelöst, theils auch, so gut es ging, verborgen. Je mehr man sich der eigentlichen Türkei näherte, um so mehr gab es Gelegenheit, Land und Leute in ihren Besonderheiten zu beobachten. Wenig Geschmach fand Simpert an dem Gebetsruf, der fünfmal des Tages von den Thürmen der Moscheen herab die Gläubigen zum Gebet auffordert. Er kam ihm vor als „seltzames subtiles Geschrey, als wann es von louter kleinen Buben geschehete.“

Durch Frondienste mußten oft beim Annähern der Gesandtschaft in aller Eile die Wege in Stand gesetzt und die Bagage durch Vorspann über die unwegigen Gebirge gebracht werden. Oesters kam es auch vor, daß ein Quartier unversehens in Rauch aufging; so liederlich waren die Häuser gebaut. Wie froh waren die Reisenden, wenn sie des Abends statt eines fragwürdigen Quartiers in einem Bauernhause ein Chan (eine sogenannte Herberge) aufnahm! Am 26. Januar wurde in Adrianopel, das nach Simper's Beobachtungen Augsburg an Größe übertrifft, Rast gemacht. Dort hatte Simpert Gelegenheit, einem Tanz der Derwische zuzusehen, der über eine Stunde währte. Unter seltsamer Musik tanzten diese sonderbaren Heiligen, immerdar um ein Rad drehend, mit ausgestreckten Armen. Der Anblick ihres Tuns und Treibens legt ihm die Bitte auf die Lippen: „Gott wolle sich dieser Leuthen erbarmen, die Augen eröffnen, auff daß sie das wahre Liecht einstens sehen und erkennen möchten.“ Vor Konstantinopel wurde die Gesandtschaft im Namen des Großwesirs bewirtet; es war die erste Mahlzeit auf türkische Art. Sie bestand aus vielen auf türkische Weise zubereiteten Speisen. Es wurde allemal nur eine Speise aufgetragen, „davon ein jeder nach Belieben nehmen konnte, allein mußte das geschwind und ohne Complementen geschehen, weil man die Speis gleich widerumb aufhebe und darvon truge; es gieng alles rips, raps und hurtig her. Es ware kurios anzusehen, wie wir ohne Fazillet, Veller, Messer und Gabel trandhirten und die Speisen genossen.“

Nach der Mahlzeit zog die Gesandtschaft — es war am 8. Februar 1700 — in voller Gala in Konstantinopel ein. Simpert versäumt es nicht, die Ordnung des Zugs aufs genaueste zu beschreiben. Spät abends kam die Gesandtschaft in ihrem Quartier zu Pera an. War auch dieses viel besser als so manche Unterkunft während der Reise, so ließ es doch auch zu wünschen übrig, besonders später, als große Hitze herrschte. Da wurde man „in der Nacht von allerley Ungeziffer als Flöhen, deren alle Zimmer dickvoll, Wanzen, Scorpionen, Mäusen, Raken, Wiselen usw. ohne Unterlaß molestirt und geplagt“. Ein Versuch, ein anderes bequemes Quartier zu finden, war erfolglos; so mußte die Gesandtschaft während der kommenden Monate mit dieser Unterkunft notgedrungen vorlieb nehmen.

Vom 9. Februar bis zum 10. Oktober weilte die Gesandtschaft in Konstantinopels Mauern. Diese 7 Monate waren mit zahlreichen Verhandlungen ausgefüllt, daneben blieb noch Zeit für Besuche bei den Gesandten fremder Mächte, für Besichtigung der Stadt und für Ausflüge in die Umgebung Konstantinopels. Am 13. Februar war Empfang beim Großwesir, dem die für den Sultan bestimmten Geschenke, ein Zug dänischer Rappen, überbracht wurden. Der Gesandte erhielt einen mit Zobel gefütterten Rastan, desgleichen die Herren des Gefolges, deren es etwa hundert waren. Drei Tage später war dann Audienz beim Sultan, auf deren Schilderung Abt Simpert eine Reihe Seiten verwendet. Empfangen wurde die Gesandtschaft vom Großwesir; nach kurzen Verhandlungen wurde eine Mahlzeit eingenommen, an die sich dann die Vorstellung vor

dem Sultan angeschlossen. Von je 2 Hofbeamten unter den Armen geführt, wurde der Botschafter mit seinem Gefolge in den prachtvollen Thronsaal geleitet, wo der Sultan ihrer harzte. Simpert weiß genau zu berichten, wie der Sultan gekleidet war, auch sein Äußeres beschreibt er uns: „Das Angesicht war braunleht, hatte einen zinnlich dicken eingetruckten Hals, betruckte Nasen und sehr mehrens in das Tartarische, aus welchem er geböhren, als Türkische Geschlecht.“ Nach Rede und Gegenrede verließ die Gesandtschaft in derselben Ordnung das Serail des Sultans, angestaunt von der Menge, die das seltene und prächtige Schauspiel angelockt hatte. Zu den wenigen Glücklichen, die aus dem zahlreichen Gefolge des Großbotschafters an dieser Audienz teilnehmen durften, gehörte auch ein Sohn unsrer Heimat, der kaiserliche Generalquartiermeister Ferdinand Harrsch. Der Drang, ein Stück Welt zu sehen, hatte ihn, den zu hoher kriegerischer Würde emporgestiegenen Sohn des Neubronner Pfarrers Joh. Martin Harrsch, in die Welt hinausgeführt. Seinen ursprünglichen Plan, eine Reise um die Welt zu machen, hatte er unterwegs aufgeben müssen. So verfiel der unternehmungslustige junge Mann auf den Orient und kam bis nach Persien. Auf der Rückreise schloß er sich in Konstantinopel dem Gefolge des Großbotschafters an und kehrte mit ihm nach Deutschland zurück. Viele mühevollen, mitunter recht verdrießliche Arbeit bereitete die Befreiung und Auslösung der zahlreichen christlichen Gefangenen, die als Sklaven ein bedauernswertes Dasein führten. An die 20 000 Taler wurden aufgewendet, um diese Armen von ihren Herren loszukaufen. Mancher Gefangene evangelischen Glaubens trat zur katholischen Kirche über („schwur den Irrthum des Lutherischen Glaubens öffentlich ab“ sagt Simpert bezeichnenderweise) in der Hoffnung, dadurch seine Erlösung zu beschleunigen.

Die Aufschriebe Simpert's über die 7 Monate, während der die Gesandtschaft in der Stadt weilte, enthalten eine Fülle anziehender und aufschlußreicher Mittheilungen über Konstantinopel und seine Bewohner und über die Sitten und Gebräuche des Volkes. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt wurden der Reihe nach besichtigt, vornean die altherwürdige Hagia Sofia, die einstige Sofientirche, die nunmehr in eine Moschee umgewandelt war, aber unter der Tünche noch durch Spuren alter Malereien ihre christliche Herkunft verrät. Dort war Simpert Augenzeuge der Gebetsweise des Muhammedaners, die ihm den Wunsch entlockt: „ich wolte einem jeden Christen diesen Eifer und Andacht im Gebet wünschen.“ Bei der Besichtigung einer andern Moschee, der Selims-moschee, gab es einen heftigen Disput mit einem Moscheendiener, der über das Eindringen der Fremden recht ungehalten war. Andre Länder, andre Sitten! Die Wahrheit dieses Sprichworts muß unser Berichterstatter des öftern bestätigen. Als Mitte März ein Prophet ankündigte, daß bald tiefer Schnee liegen werde, ließ ihn der Großwesir, dem Vorbild Mhabs 1. Könige 18 folgend, ins Gefängnis sperren, mit dem Befehl, ihn solange festzuhalten, bis seine Prophezeiung sich erfüllte. Kurz darauf schneite es zweimal nacheinander und Simpert macht dazu die Bemerkung: „welches den türkischen Propheten wird erfreuet haben.“ Am 14. März, dem türkischen Neujahrstag, brachte eine türkische Musikkapelle „mit ihrer abgeschmachten und lieberlichen Musik“ dem Botschafter ein Ständchen, „vor welches lieberliches Heulen sie 50 Taler bekommen.“ Da waren doch die Leistungen der Musikkapelle, die der Botschafter mitgebracht hatte, was andres. Ihre Leistungen verfehlten nicht des Eindruckes auf die Hörer, die freilich nicht recht darüber zu urtheilen wußten. Einige vornehme Türken, denen der Botschafter seine Kapelle vorspielen ließ, „hörten derselben mit aufge-

sperstem Maul zu, wußten aber so vil darvor zu judiciren (urtheilen) oder zu sagen als der Esel vom Lautenschlagen. Klingenden Lohn (an die 1000 Taler) brachten die Musikanten einmal von einer Serenade heim, die dem Großwesir dargebracht wurde.

Mit Bedauern stellt Simpert fest, daß die Ueberreste aus römischer und griechischer Zeit, an denen die alte Kaiserstadt Konstantinopel so reich war, einen traurigen Anblick darbieten. Die Inschriften, für die er viel Interesse hat und die er meistens aufzeichnet, sind verstümmelt, der Bildschmuck sinnlos zerstört. Er läßt sich's nicht nehmen, den Schauplatz der alten Sage von Hero und Leander aufzusuchen, die im deutschen Volkslied von den zwei Königskindern, die einander lieb hatten und nicht zu sammenkommen konnten, heute noch fortleben. Ob Simpert nun das Schloß der sieben Thürme oder die goldene Pforte, ob er die alte, aus Konstantins Zeit herrührende Wasserleitung oder einen alten Turm aus dieser Zeit besichtigt, allemal ist's seine Klage, daß der Fanatismus der Türken, der sich blindlings gegen alles Christliche richtet, auch diese ehrwürdigen Zeugen vergangener Tage nicht verschont hat. In Tiefen menschlichen Elends ließ ihn ein Besuch im Bagno, im Gefängnis, blicken, wo Hunderte von Christen als Gefangene ein jammervolles Dasein führten.

Zwischen den in Konstantinopel anwesenden Gesandten der fremden Mächte und dem Botschafter bestand reger Verkehr. Immer wieder berichtet das Tagebuch von Besuchen und Gegenbesuchen, von denen sich bezeichnenderweise der französische Gesandte ausschloß. Dieser legte keinen Wert darauf, irgendwie Beziehungen mit der Gesandtschaft zu unterhalten, gefiel sich vielmehr darin, Zänkereien und Streitereien um geringfügiger Dinge anzufangen und im übrigen den großen Herrn zu spielen. Mit besonderer Genugthuung verzeichnet darum Simpert eine scharfe Zurückweisung, die diesem Herrn zuteil wurde. Auf einer Spazierfahrt auf dem Meer hatte sich dieser Seigneur erlaubt, auf seiner Barke am Sitzplatz ein Schutzbach gegen die Sonne anbringen zu lassen. Ein solches Schutzbach gebührte aber nach türkischer Sitte allein dem Sultan und dem Großwesir. Auf Befehl des Sultans ließ nun der Großwesir dem Franzosen eröffnen, daß er das Schutzbach zu entfernen habe; im Wiederholungsfalle werde seine Barke unweigerlich in den Grund geschossen werden. Die türkischen Schiffsleute des Franzosen aber wurden mit 200 Stockschlägen bedacht.

Gar manchenmal dachten die Deutschen an ihre Heimat zurück, deren Sitten und Bräuche sie auch in der Fremde nicht vergaßen. Am 1. Mai hieß es: „ein Maien muß her“ und war es auch nicht eine deutsche Tanne oder Birke, so tat es auch eine Cypresse. Die Bedienten ließen sich's nicht nehmen, auf diesen Tag dem Großbotschafter, den Kavaliern und Edel-leuten einen Maien zu stecken.

Am 13. September 1700 traf ein kaiserliches Schreiben ein, durch das die Gesandtschaft abberufen wurde, „welches allen einen großen Trost und Freud verursacht“. Es sollten freilich noch 4 Wochen dahingehen, bis endlich die Heimreise angetreten werden konnte. Diese letzten Wochen waren reich besetzt mit Abschiedsbesuchen und allerlei Reisevorbereitungen. Am 11. Oktober sagte die Gesandtschaft der schönen Stadt am goldenen Horn Lebewohl; ein prächtiger Zug bewegte sich durch die Straßen der Stadt, geleitet von türkischen Truppen und begleitet von Abordnungen der fremden Gesandten, die sich's nicht nehmen ließen, noch ein Stück weit dem Zug das Geleite zu geben. Leider sollte dieses letzte Beisammen-

sein noch durch kleinliche Rangstreitigkeiten gestört werden, die zwischen dem holländischen und venetianischen Gesandtschaftssekretär ausbrachen und für jene Zeit, die auf Neußerlichkeiten großen Wert legte, bezeichnend sind. Alle Versuche, sie beizulegen, waren vergeblich. Mit gemischten Gefühlen mag ein Flüchtling, Tököly, der einst als Führer der ungarischen Aufständischen mit den Türken gemeinsame Sache gemacht und nach dem Mißlingen seiner Umtriebe in der Türkei eine Zuflucht gefunden hatte, Kommen und Gehen der österreichischen Gesandtschaft gesehen haben. Er ließ sich dieses Schauspiel nicht entgehen und sah ihm von einem Zelt, das er in der Nähe eines Brunnens aufgeschlagen hatte, zu, und „wird ihm Darbey seiner Theil gedenkt haben“ meint unser Berichtstatter.

Die Heimreise erfolgte auf dem Landwege über Adrianopel, Philippopel, Sofia, Nisch und Belgrad. Die Reisenden hatten, wie einst auf dem Herweg, unter den Unbilden der Witterung und der Beschaffenheit der grundlosen Wege viel auszustehen. Einmal erlebten die Reisenden es, daß die Bevölkerung eines Dorfes, als sie mit Trompetenschall anrückten, „mit großem Heulen“ auf die Berge flüchteten, im Glauben, deutsche Truppen, die im Kriege einst ihr Dorf überfallen und geplündert hatten, kämen zu erneutem Ueberfall. Das „Mißverständnis“ wurde bald aufgeklärt. „Mit sonderm Lust und Freud“ hörten die Heimkehrenden in Nisch eine Turmuhr schlagen, die deutsche Truppen auf dem Vormarsch in Feindesland eingerichtet und beim Abzug hinterlassen hatten. Je näher die Gesandtschaft Belgrad kam, umso mehr häuften sich die Spuren der Schlachten und Kämpfe der vergangenen Jahre, Ruinen, Schanzen u. ä. Da die Gegend von der Pest durchseucht war, mied die Gesandtschaft menschliche Niederlassungen und zog es vor, in Zelten zu übernachten, was freilich in dieser Jahreszeit kein besonderes Vergnügen war. „Mit großer Freud“ ersehen die Reisenden am 24. November die Donau, „diesen deutschen Fluß“, „welcher,“ schreibt Simpert, „in uns allen ein innerliche Freud und Konsolation (Trost) erwecket.“ Tags darauf kamen sie in Belgrad an. An der Grenze, beim Uebertritt aufs österreichische Gebiet, wiederholte sich dann dieselbe Szene wie einst, nur daß es diesmal der türkische Botschafter war, der keine Miene zum Absteigen machte. „Ohne Vergießung der Zähre“ schieden sie von einander, herzlich froh auch, das Gedudel der türkischen Musik nicht mehr hören zu müssen.

Beim Uebertritt auf deutschen Boden mußte sich die Gesandtschaft, da sie aus einem verseuchten Lande kam, eine längere Gesundheitsprüfung (Quarantäne) gefallen lassen, die am 5. Januar 1701 zu Ende ging. Nun ging's zu Lande donauaufwärts. Schon am 28. Januar kam die Gesandtschaft vor Wien an. Am 29. zog sie unter Pauken- und Trompetenschall in die Stadt ein, begab sich zur Audienz auf die Kaiserliche Burg und geleitete hierauf den Großbotschafter in seine Behausung, wo sein Gefolge ihn zu seiner glücklichen Antunft beglückwünschte. „So hat,“ schließt Simpert sein Tagebuch, „die langwährige gefährliche Reiß genommen das Ende.“

Reichsstädtische Neckereien.

Die „Reisen eines Kurländers durch Schwaben“ (1784) enthalten auch folgenden Abschnitt, der zwar wahrscheinlich — wir wollen es wenigstens hoffen — in keinem seiner drei Teile die Reichsstadt Aalen selbst betrifft, aber doch sicher je eine ihrer mehr oder weniger benachbarten schwäbischen Schwestern.

„Es ist ein eigenes Schicksal der kleinen Reichsstädte, daß man allerlei schnatfische und ihnen nicht zur Ehre gereichende Anekdoten von ihnen erzählt. So müssen sich die Bürger einer gewissen, die innerhalb der Grenzen des Herzogtums Württemberg liegt, die Verordnung nachsagen lassen, die einstens, als bei einer in der Nachbarschaft unvermutet entstandenen Feuersbrunst ihre Feuerspritzen, mit denen sie ihren notleidenden Nachbarn zu Hilfe kommen wollten, unbrauchbar gefunden wurden, bei Räte gemacht worden sei: künftig solche pünktlich allemal 14 Tage vorher probieren zu lassen, ehe ein Brand entstehe, um, wenn der Fall existiere, solche desto zuverlässiger brauchen zu können.

In einer andern sei ein Aufruhr unter den Bürgern entstanden, da es an dem gewesen sei, einen großen Verbrecher, der aber ein Fremder gewesen sei, aufzuknüpfen. Sie haben den patriotischen Grund angeführt, ihr Galgen sei nur für sie und für ihre Kinder, aber nicht für Fremde. Durch den Vorschlag eines Rats Herrn seien die Gemüther endlich wieder zur Ruhe gebracht worden. Man solle dem Delinquenten, den man nun nicht in seine Heimat weisen und zur Behauptung seines Rechtes an sein vaterländisches Hochgericht anhalten könne, weil er ein Bagante sei, der keine Heimat habe oder wenigstens solche nicht wisse, einen Revers zur Unterschrift vorlegen, daß dieser einzelne Vorgang als eine diesmal unvermeidliche Ausnahme von der Regel der Bürgerschaft nicht zum Präjudiz gereichen solle; und diesen Revers solle man den Kriminalakten in perpetuam memoriam (zum ewigen Gedächtnis) als eine Urkunde, an der dem Staate gelegen sei, beilegen. Zugleich solle ad protocollum genommen werden: daß der Galgen, wenn über kurz oder lang die Justiz bei einem Mitgliede der Bürgerschaft sich desselben bedienen müßte, von seiner durch die Aufknüpfung eines Fremden daran ehemals geschehenen Entweihung liberiert (befreit) und vorher, ehe die Exekution vorgenommen werde, wieder ad novos usus (zu neuem Gebrauch) feierlich mit wohl überlegten Zeremonien eingeweiht werden müsse.

In eben diese Klasse gehört der Vorgang in einer dritten Reichsstadt, ebenfalls mit einem Delinquenten, der gehängt werden sollte. Nachdem er geraume Zeit auf der Stadt Kosten in einem Gefängnis unterhalten worden und endlich der Tag der Vollziehung des Urteils angebrochen sei, habe man sich durch die weisliche Ueberlegung der Unkosten, die die Exekution erfordern würde, veranlaßt gefunden, dem Missethäter obrigkeitlich einen Goldgulden abzureichen mit dem Anfügen, daß er, vollkommen überzeugt von der Gerechtigkeit des über ihn ausgesprochenen Urteils, bei den Umständen, in denen sich ihre Gemeindefasse befinde, sich an einen anderen Ort hinwenden möchte, um über sich verfügen zu lassen, was Rechtens sei; und daß er mit dem Pfennig, den sie ihm hiermit gäben, wohl Reisekosten und das übrige bestreiten könne. Eben die Rücksicht der Sparsamkeit, die es notwendig mache, ihm zu der ihm gebührenden Kriminaljustizpflege einen anderen Ort anzuweisen und daselbst zu seinem Rechte zu verhelfen, binde ihnen auch die Hände, ihm mit seinem so ergiebigen Viaticum, wie sie selbst wünschten, an die Hand zu gehen. Den über eine so seltene Großmut und Gerechtigkeitsliebe gerührten Delinquenten möchte ich gesehen haben. Die Geschichte erzählt den endlichen Verlauf der Sache nicht, so gerne ich damit diene. Ob diese Begebenheiten wahr oder unwahr seien, darüber läßt sich nicht wohl streiten; dies aber läßt sich vielleicht dennoch nicht ohne großen Schein behaupten, daß wohl einzelne Vorfälle dabei zu Grunde liegen, die ins Lächerliche fallen und die Quelle der beißenden Vorwürfe sind, die man den Schwaben von

langer Zeit her macht, wenn sie schon in der Folge, wie es zu geschehen pflegt, ausgedehnt und verschönert oder, richtiger gesagt, verunstaltet worden sind. In anderen Ländern fehlt es gewiß auch an solchen Geschichtchen nicht. Aber die Schwaben haben das Unglück, daß die ihrigen ausgebreiteter und dauerhafter sind. —

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Der Ritter von der Kocherburg und der Hohlenstein.

Von Hauptlehrer B a n e r, Aalen.

Die Ritter von der Kocherburg gehörten nicht immer zu den Besten im Lande. Besonders die Letzteren entarteten immer mehr. Mancher Be- raubte schmachtete im dunkeln, unterirdischen Verließ. Noch viele andere Untaten ließen sie sich zu Schulden kommen. Da hatte auch die Geduld der Bauern ein Ende. Mit Unterstützung eines ordnungsliebenden Für- sten, der ihre Klagen gehört hatte, schlossen sie die Feste ein. Da, in einer mond hellen Nacht hörten sie im Berg ein Rollen und Stampfen. Die Be- lagerer glaubten, der Ritter würde durch den geheimen, unterirdischen Gang ausbrechen. Im selben Augenblick sprengte aber in mächtigen Sähen eine hohe weiße Gestalt auf schaumbedecktem Pferde daher. Funken stoben. Hoch bäumte sich auf einmal das Pferd auf. Vor einem tiefen Abgrund stand es. Allein es gab kein Zurück mehr. Ein gellender Auf- schrei des Reiters und im nächsten Augenblick stürzten beide in die dunkle Tiefe hinab. Beim Morgengrauen fand man an jener Stelle niemand mehr. Nur einige beherzte Männer sahen, wie ein Talnebel in Gestalt eines gespenstischen Reiters über die nächsten Höhen verschwand.

Der wilde Junker von der Kocherburg.

Auf der Kocherburg lebte in alten Zeiten ein wilder Junker. Er war ein so großer Liebhaber der Jagd, daß er oftmals die Bauern von Unter- kochen aus der Kirche holen ließ und sie zwang, ihm jagen zu helfen. Zur Strafe muß er jetzt schon seit vielen hundert Jahren als Geist umgehen. Er fährt mit zwei feurigen Pferden von der Kocherburg herab durch die Mühle im Tal, dann um die Kirche herum, worauf er wieder zum Schloß zurückkehrt. Seinen Wagen begleiten bellende Hunde. Er selbst ruft be- ständig: heß. Oft hat er auch sein ganzes Jagdgefolge bei sich, das wilde Heer, wild Gejag. Indessen hat man seit langer Zeit nichts mehr von ihm gehört.

An die Leser! Beiträge zur Heimatkunde unsres Bezirks (Geschichte und Sage, Sitte und Brauch, Wirtschaftsgeschichte u. s. w.), wollen instinkünftig an den Schriftleiter des Spion, Herrn Pfarrer Kammerer in Neu- bron, Post Hohenstadt, gesandt werden.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Der Hagmann.

Auf der Markung Schechingen haben die Grafen Adelmann von Adel- mannsfelden schon seit weit über hundert Jahren ansehnlichen Grundbe- sitz. Die besten Felder, meist nahe am Dorf und in guter Lage, gehören dem Grafen. Die dazu erforderlichen Oekonomiegebäude, lustige Stal- lungen und geräumige Scheuern, geben nebst dem alten Schlosse mit dem sich anschließenden Marktplatz, in dessen Mitte ein schöner laufender Brunnen mit achteckigem Bassin steht, dem Dorfe ein eigenes Gepräge, das stets die Erinnerung an alte Ritterherrlichkeit wach ruft. Prachtige Obstanlagen, vor allem der naheliegende Schlossgarten und andere, ebenso gut gepflegte Obstgärten etlicher Bauern, umsäumen sowohl diesen gräf- lichen Edelsitz als auch das ganze, in einer feichten Mulde gelegene Dörf- lein und geben diesem einen reizenden Rahmen.

Jeweils eine Viertelstunde davon entfernt sind zwei, ebenfalls dem Grafen gehörige, stattliche Waldkomplexe: Im Nordwesten das „Haag“ und im Südosten das „Bahnholz“. In beiden geht, wie uns der Volks- mund berichtet, ein Geist, und zwar im letzteren das „Bahnholzweible“, das zwar noch niemand gesehen hat und von dem auch niemand etwas zu erzählen weiß, und in ersterem der „Hagmann“. Vor etlichen Jahr- zehnten war der noch allgemein gefürchtet, — man glaubte an ihn — spielt aber jetzt keine Rolle mehr. Doch soll sein Andenken nicht erlöschen; seine „Persönlichkeit“ und seine „Taten“ sollen der Nachwelt bekannt bleiben.

Das Haag, heute nur noch ein etwa 25 Morgen umfassender Nadel- wald, liegt auf der linken Seite des Federbaches, da wo die drei Oberämter Aalen, Gaildorf und Gmünd zusammenstoßen. Früher gehörte dazu noch ein zirka achzig Morgen großer Eichenwald, der fast bis ans Dorf heran- reichte, aber seit 1857 abgeholzt und jetzt fruchtbares Ackerland ist. Da standen ehemals, meist in größeren Abständen, prächtige und mächtige Eichen. Dazwischen waren teils mit Gras bewachsene, teils mit Busch- wert überwucherte größere und kleinere freie Plätze. Das Ganze hatte den Charakter eines vernachlässigten Parkes. Heute steht davon noch eine einzige, herrliche Eiche mit majestätischer Krone dortselbst mutterseelen-

allein auf weiter Flur als Erinnerung an die ehemalige Waldherrlichkeit. Dieselbe fiel schon vor vielen Jahren bei einer der Regelmäßigkeit und der besseren Bearbeitung wegen erfolgten Grenzregulierung einem Bauern zu, der sie hoffentlich als ein Wahrzeichen der Gegend noch lange stehen lassen wird.

Dieses Eichenrevier nun war, weil zu Jagd- und anderen Spielen vortrefflich geeignet, der Lieblingsaufenthalt der Schechinger Jugend, zumal es gar nicht weit vom Dorfe entfernt war. An manchen schönen Herbst- und Winternachmittagen vergnügten sich dortselbst die Schüler unter Aufsicht und Teilnahme ihrer Lehrer. Auch Unterrichtsstunden wurden unter den schützenden Eichenkronen gehalten. Unbemerktes Heranschleichen war in diesem, stellenweisen urwaldähnlichen Gebiete, etwas Leichtes. Oftmals wird der harmlosen Kinderschar und auch den unbefugten, manchmal sich eingeschlichenen Holzsammelern jäher Schrecken in die Glieder gefahren sein, wenn so urplötzlich der gräßliche Jäger aus Hohenstadt (Sitz der Grafen) in seiner schmucken, ehemals selten gesehenen Uniform, vor ihnen stand. Mit dem Warnungsruf „Der Hagmann kommt!“ stob die fröhliche Kinderschar nach allen Richtungen auseinander, und auch den anderen im Walde schlug das Gewissen; sie drückten sich lautlos in die Büsche und suchten ihr Heil in eiliger Flucht. Dieses oft so unerwartete und unerwünschte Auftreten des Jägers oder auch einer anderen Person löste manchem augenblicklich großen Schrecken ein und hat sicher viel dazu beigetragen, den Glauben an den Hagmann zu erhalten und zu befestigen.

Witten durch den Wald führte eine im denkbar schlechtesten Zustand befindliche Straße, am Abhang gegen den Federbach nur eine enger, steiler Hohlweg und bis zum Jahre 1890 der einzige vorhandene Verbindungs- weg für Fuhrwerke mit dem benachbarten Göggingen und weiterhin mit Gmünd. Der Teil des Hagwaldes links von diesem Fahrweg heißt Judenkirchhof. Hier soll der Friedhof für die seinerzeit zahlreich im Dorfe ansässigen Juden gewesen sein. An dem „Judenbrünnele“, das dortselbst fließt und das ganze Jahr hindurch bestes Quellwasser spendet, sollen die Leichname vor der Beerdigung gewaschen worden sein; es wurde aber noch nie etwas gefunden, was diese Annahme bestätigt hätte. Dagegen sind dort die Wälle eines — wohl römischen — Kastelles noch deutlich sichtbar. Nach einer anderen Auslegung soll hier ein befestigtes Germanenlager gewesen sein, was der Lage nach (nördlich vom Limes) eher glaubhaft scheint.

In einem anderen Teil des Hages, das „obere Hag“ genannt, sind mehrere, jedem Auge auffallende, kegelförmige, ein bis zwei Meter hohe Erhebungen. Dieselben sollen keltischen Ursprungs sein, werden aber auch wieder als Grabstätten germanischer Häuptlinge angesehen. Zwei davon wurden, weil mitten in dem abgeholzten Teil, also im freien Ackerfeld gelegen und deshalb der Bearbeitung recht unbequem waren, in den 80 er Jahren abgehoben. Man fand darin ein aus Backstein erbautes kleines Gewölbe und in dessen Mitte ein irdenes Gefäß (Urne) mit Asche.

In diesem Walde also, wo die noch deutlich sichtbaren Spuren vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende geisterhafte und gespensterische Phantasiebilder aller Art wachrufen, hatte der Hagmann seinen Aufenthalt. Er galt als ein unstäter Geselle von kleiner Gestalt, der allerhand Schabernack trieb und allgemein gefürchtet war. Den Kindern nahm er die gesammelten Beeren weg; den armen Leuten versteckte er das mühsam zusammengetragene dürre Holz und zerstreute die auf Häufchen gesammelten Tannenzapfen; den nächtlichen Wanderer führte er in die Irre; den Fuhrleuten löschte er die Laterne aus und machte die Pferde scheu

u. a. m. Nachts kam er manchmal, besonders wenn es recht finster und stürmisch war, ins Dorf herein oder auf die angrenzenden Höfe (Haghof und Zeirenhof) und erbat sich dies und das. Besonders häufig soll er auf den Zeirenhof gekommen sein und öfters um ein Vorgespann gebeten haben. In später Nachtstunde hätte er da, gleich dem ungestümen Freund, so lange geklopft und gerufen, bis man sich seiner erbarmt und die Pferde ihm geliehen habe. Wäre man dann mit ihm gegangen bis in den bekannten Hohlweg, so sei daselbst tatsächlich ein schwerbeladenes Fuhrwerk gestanden und nicht mehr weiter gekommen. Sobald man seine vorgepannten Tiere angetrieben habe mit den früher üblichen Worten: „Hüh, in Gottes Namen“, so sei alles verschwunden gewesen, und der Bauer habe unbehelligt wieder nach Hause gehen können.

Einmal, es soll in den 40er Jahren gewesen sein, hätten mehrere in früher Morgenstunde auf dem Felde arbeitende Leute im nahen Hag ein fürchterliches Geschrei und Gejohl, Peitschengetrall und Wagengerassel gehört, wie wenn viele Fuhrwerke den steilen, holperigen Weg vom Federbach heraufkämen und die Fuhrleute ihre Zugtiere zu höchster Kraftleistung antrieben. Von Neugierde getrieben eilten etliche junge Leute dem Walde zu. Kaum hätten sie das Hag betreten, so habe man keinen Laut mehr gehört und auch nirgends etwas gesehen. Enttäuscht seien sie wieder zur Arbeit zurückgekehrt und von den Alten brav ausgelacht worden mit dem Bemerken, sie hätten das schon gewußt, es wäre eben mal wieder der Hagmann gewesen.

Ein andermal lief die Sache nicht so glatt ab. Der Volksdichter D. Vogt aus Schechingen erzählt in seiner „Gewitternacht im Hag“ folgendes:

O schaurige Gewitternacht,
Wenn's blitzt und stürmt und schrecklich kracht!
Selbst in des Waldes tiefsten Gründen
Ist Schirm und Schutz nicht mehr zu finden.

In solchem höll'schen Sturmgebraus
Eilt jezt noch ein Gefährt nach Haus.
Es fährt dahin bei strömend Regen
Wohl auf des Waldes schwindlicht Wegen.

Es zuckt ein Blitz, es folgt ein Schlag,
Daß bebt und zittert 's ganze Hag.
Das Pferd macht einen Sprung zur Seite,
Jezt Fuhrmann, fasse das Geleite!

Doch wie es geht um eine Bucht,
Da stürzt es in die Waldeschlucht
Ach Gattin komm und hilf doch retten,
In deinen Schoß den Gatten betten.

Ach Mutter komm zu deinem Kind,
Es ruft nach dir, komm doch geschwind.
Doch nichts als Blitz und Donnerschläge;
Sie zittern übers Waldgehege.

Nur Waldesrauschen, finstre Nacht,
Wo niemand als der Uhu wacht.
Als endlich grollt das Wetter ferne,
Da schimmern gleich die milden Sterne.

Der Wald steht wieder groß und hehr
Und tiefe Stille rings umher.
Doch bei des Tages frühem Grauen
Ein Bild der Trauer ist zu schauen,
Als glänzt im Ost das Morgenrot,
Da war der Fuhrmann längst schon tot.
Er liegt so still bei seinem Wagen;
Ihn traf's so schwer beim Uberschlagen.

Er brach dabei, ach, das Genick
Ein jäher Tod, ein hart Geschick.
Sein Knabe kam davon mit Schrecken,
Schläft eingehüllt in Pferdedecken.

Wie es so schrecklich hat geblitzt,
Hat ihn sein Engel treu beschützt.
Das Pferd stand still, weil seine Stränge
Verschlungen sind im Waldgehänge.

Ach Gattin komm und weine still
Und sprich dabei: Wie Gott es will.
Ach Mutter, komm, du kannst noch lieben,
Es ist dir ja dein Kind geblieben.

Solche Vorkommnisse trugen viel dazu bei, ängstliche und furchtsame Gemüther in ihrem Glauben an den Geist Hagmann zu bestärken. Bei allen, auch noch so natürlichen und einfach zu erklärenden Ereignissen, wurde die Schuld dem Hagmann zugeschoben.

Einmal aber wurde er tatsächlich gesehen, und das ging so zu:

Ein schon ziemlich älterer Knecht von der Leinzeller Mühle brachte häufig Mehl ins Dorf und nahm dann von den Bauern wieder Getreide mit in die Mühle. Dieser fuhr nun einmal in später Nachtstunde, doppelt schwer beladen durch das Dorf dem Hag bezw. seiner Heimat zu, setzte sich auf den Wagen, ließ den Pferden freie Zügel und schlief. Ein Bauer hatte dies beobachtet und fürchtete, es könnte dem Gefährt in dem Hohlweg durchs Hag Schlimmes passieren. Deswegen gab er ihm unbemerkt das Geleite. Beim Eintritt in den Wald, wo auch der steile Hang begann, drehte er an dem schwerbeladenen Wagen die Sperre zu und führte die Pferde am Kopfe den gefährlichen Abhang hinunter. Durch das gewaltige Rütteln des schweren Wagens und das schrille Knarzen der an die Räder angepreßten Sperrbänke geweckt, sah nun der Knecht in dem flackernden, matten Scheine seiner unter der Deichsel hängenden Laterne eine schwarze Männergestalt seine Pferde führend. Jäher Schrecken lähmte ihm Mund und Glieder. Glücklicherweise kam das Gefährt unten an und der „Schutzgeist“ löste die Sperre wieder und verschwand hierauf, ohne ein Wort zu sagen, im Walde. — Dieser Knecht hatte den Hagmann gesehen und er ließ sich zeitlebens nicht eines Besseren belehren.

II. Wie ist die Sage vom Hagmann entstanden?

Der tief eingewurzelte, feste Glaube und die Tatsache, daß man schon vor 100 und noch mehr Jahren den Hagmann „kannte“, verbürgen dafür, daß die Sache nicht bloß ein leeres Gerücht fürchtamer Menschen ist, sondern daß sie ihren Ursprung in einem historischen Vorkommnis oder in einem bedeutsamen Ereignis haben muß. Es bestehen hiefür zwei Möglichkeiten.

1. Man erzählt: Die Schechinger hätten einmal einen sehr gewalttätigen Schlossherrn gehabt, der sich Achtung und Gehorsam auch mit der Reitpeitsche zu verschaffen wußte und häufig die schärfsten Maßregeln zur Anwendung brachte. Solch demütigende Behandlung und solch hartes Joch und fortgesetzte Bedrückung entfachte mit der Zeit den bittersten Groll. Ein paar beherzte Männer faßten den Entschluß, sich beim Kaiser zu beschweren, und sie hätten den Erfolg gehabt, daß der Schlossherr zur Rechenschaft vor den Kaiser gezogen wurde. Beim Aufbruch zu dieser unfreiwilligen Reise habe er die Aeußerung getan: Im Sturme werde ich wieder zurückkehren. Nach etlichen Wochen sei er wieder gekommen, aber tot. Man habe ihn eines Morgens in seinem Zimmer, vollständig gekleidet auf dem Bette liegend, als Leiche gefunden. Als bei der Ueberführung derselben diese auf der Schechinger Markung fuhr, habe ein fürchterlicher Sturm getobt, wie man solchen noch nicht erlebt habe. Der mit sechs Pferden bespannte Wagen sei kaum vorwärts gekommen in dem wütenden Element. Es habe sich so seine Drohung, im Sturme einzuziehen, buchstäblich erfüllt. Diese auffallenden Umstände und seltsamen Ereignisse beim Tode und bei der Ueberführung, gaben Stoff zu den verschiedensten Vermutungen. Der Volksmund habe dann den Geist dieses „edlen Ritters“, dessen Ende ein so merkwürdiges war, ins Hag verbannt, wo er zur Strafe für seine Gewalttaten ruhelos umherirren sollte.

Eine zweite Deutung über den Ursprung des Hagmanns hat mehr Wahrscheinlichkeit. Der Kaiser Barbarossa sei einmal auf einer Jagd in dem sumpfigen Gebiet des Federbaches stecken geblieben und von den Schechingern gerettet worden, wofür er dem Ort die Marktgerichtsbarkeit verliehen habe. Die Sage hierüber lautet nach B. Kaiser:

„Als dieser großmächtige Kaiser Friedericus Barbarossa, welcher auf dem 6. Stund von hier abliegenden Staufen residierte, in dieser gegen sich mit Jagen belustigend biß in die Nacht verspätet im Federbach mit gutschien und pfärt verirret und im Schlamm u. Moos stecken geblieben, so hörten die Schöchingen Bürger das Rufen der Irrenden, euln mit zindern und liechtern denen Verirrten zu, halfen dem Kaiser aus dem Moos, brachten gutschien und pfärt in Richtung, halfen dann der Verirrung auf den rechten Weg vorleuchtende bis an das verlangte Orth; wo dann der Kaiser die Marktgerichtsbarkeit auf Schöchingen geschenkt mit dem Anhang und Beysaß, daß in denen umliegenden Ortschaften kein Markt sollte gehalten

oder Lunte aufgerichtet werden, wo dann dermalen vier Jahrmärkte werden abgehalten mit Krämerwahren und Vieh“

Das im Walde oftmals gehörte Geschrei und Gegröhl von Fuhrleuten und die häufig vom Hagmann vorgebrachten Bitten um Vorgespann deuten unzweifelhaft auf vorstehende Sage hin und es ist somit mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der Ursprung des „Hagmanns“ in dieser Barbarossasage steckt.

D. Vogt hat diese Sage in poetischer Form wirklich prächtig dargestellt:

Die Kaiserjagd im Hag.

In längst verflossenen Zeiten,
Vor vielen hundert Jahr,
Als Friedrich Barbarossa
Noch deutscher Kaiser war,

Da krönte stolz den Staufen
Die Kaiserburg so kühn;
Es zogen Ritterscharen
In Pracht und Glanz dorthin

Viel kühne tapfere Recken
Dort glänzten im Turnier
Oft giengs zum Jagdvergnügen
Ins große Waldrevier.

Auch Kaiser Barbarossa,
Der große deutsche Held,
Der kam einstmals zum Jagen
In unser Schechinger Feld.

Er hatte im Gefolge
Viel schmutze Edeltnecht
Und edle deutsche Ritter,
Die hatten 's Jägerrecht.

Die Jagd war einst so herrlich
In unserm schönen Hag:
Dort schallten Jägerlieder
So frisch wie Lerchenschlag.

Laut schmetterten die Hörner,
Hell glänz' des Kaisers Schild,
Es kam wohl auch zur Strecke
Viel Schwarz- und Edelwild.

Und dies Vergnügen währte
Bis in die Abendtund,
Wo sie sich dann verirrten
Im tiefen Waldesgrund.

O welche große Not!
Es stecken Rutscher und Wagen
Tief drinn im Federbach;
Für diesen großen Kaiser
Ein schweres Ungemach.
Verirrt und auch versunken,
Im tiefsten Waldesdunkel
Sich nirgends Rettung bot.

Man hört sie furchtbar rufen,
Man hört ihr Notgeschrei.
Die Schechinger Bürger eilten
Mit Glindern schnell herbei.

Sie fanden gute Wege
Und brachten Vorgespann:
Der Kaiser samt Gefolge
Kam wieder auf die Bahn.

Die Sage hats berichtet
Und wirklich ist es wahr,
Daß Schechingen gerettet
Die kaiserliche Schar.

Der Kaiser gab zum Danke
Die Marktgerechtigkeit,
Die uns ist auch geblieben
Seit dieser langen Zeit.

Dahin ist längst geschwunden
Der Staufen Pracht und Glanz,
Die Staufenburg gefallen
Mit ihrem Ruhmestranz.

Doch lebt in Helmsagen
Der Schwabekaiser fort.
Dies hat sich auch erhalten
In unserm stillen Ort.

Geht doch bei uns die Sage:
Der große Kaiserheld,
Er sei noch drauß im Hage
Man seh' ihn noch im Feld.

Denn wenn in Sturmesnächten
Die Geisterstunde schlägt,
Da hat der Mann vom Hage
Schon manchen Fuhrmann g'weckt.

Er sagt, er kann nicht weiter,
Er brauch ein Vorgespann,
Steck tief im Waldesgrunde,
Komm nicht den Berg hinan.

Er gibt dann keine Ruhe
Bis ihm sein Wunsch erfüllt.
Man kennt den alten Kaiser
An seinem Wappenschild.

Sonst wird kein Wort gesprochen
Bei dieser Kaiserfahrt;
Man hört im Winde rauschen
Den mächtig langen Bart.
Und kommt nicht selbst der Kaiser,
So kommt ein Ritter wert;
Ein Vorgespann muß er holen,
Er brauche gute Pferd.

Geht selbst in Schauernächten
Hinaus ins dunkle Hag;
Dort zuckt wie Wetterleuchten,
Da kracht es Schlag auf Schlag!
Ganz wild die Hösse wiehern,
Wo laut die Peitsche knallt;
Es schallt aus tausend Kehlen,
Es tobt der ganze Wald.

Dann faßt uns kalter Schrecken,
Es geht durch Mark und Bein;
Da muß der Heldenkaiser
Mit seinen Rittern sein.
Doch schlägt die erste Stunde,
So ist die Fahrt vorbei:
Man hört nur Waldesrauschen,
Das Vorgespann ist frei.

Mein Sang hier ist nicht Dichtung,
Es liegt die Wahrheit drinn:
Uns Schechingen ist geblieben
Der edle Ritterinn.
Wir lieben Rittersagen,
Uns freuen Ritterspiel.
Das Schöne wohl zu pflegen.
Sei immer unser Ziel.

Seit mehreren Jahren wird von dem Hagmann nicht mehr so viel gesprochen wie ehemals. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß der Wald, weil durch das Abholzen weiter vom Dorfe abgerückt und ziemlich kleiner geworden, nicht mehr so viel begangen wird und daß seit dem Baue der Straße nach Göggingen der Fahrweg durchs Hag nicht mehr benützt wird. Die Möglichkeit besonderer Ereignisse und Unglücksfälle, die ehemals daselbst häufig vorkamen und dem Hagmann zur Last gelegt wurden, ist somit gering geworden. Der Hagmann ist seines Dienstes größtenteils enthoben. Die Sage von ihm aber, die der vom Kyffhäuserberg nicht unähnlich ist, besteht und soll auch fernerhin bestehen bleiben.

J. F.

A.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Der Schloßgeist in Laubach.

Viel wußte man von einem Geist zu erzählen, der im „Bau“ des Laubacher Schlosses sein Unwesen trieb. Bald sah man diesen „Hansbaltle“ als Mann mit einem sogenannten preußischen Hut und einem Degen aus diesem Bau herausspazieren, bald war es nur ein Lichtlein, das in der Hecke, welche vom Schloß herab durch das Dorf führte, fortkuschte. Durch den Gänsestall ging Hansbaltle gewöhnlich aus und ein, sodaß die Gänse allemal laut zusammenschrieten. Im Kuhstall verdarb er die Milch, moß manchmal den ganzen Stall, sodaß die Magd keinen Tropfen Milch mehr bekam. Noch ärger trieb er es im Pferde stall. Er ritt bald einzelne, bald alle Pferde im Stall derart, daß sie morgens schäumend vor Schweiß und zitternd vor Mattigkeit dastanden. Er flocht ihnen zuweilen auch Mähnen und Schwänze zu Zöpfen, so fest wie dies kein Mensch tun könne. Hansbaltle nahm auch ein merkwürdiges Ende. Im Schlosse entstand beim Tag ein Kaminbrand. Ein in der Nachbarschaft dienender preußischer Schustergefelle war der erste auf dem Brandplatz. Er sah von der Küche in den Kamin schacht hinauf.

Da rief in preußischem Dialekt Hansbaltle aus dem Feuer heraus, die Flammen werden noch einmal so hoch steigen als das Schloß sei und ihn erlösen. Hohles Lachen, Prasseln und Krachen, dann fuhr Hansbaltle in einer ungemein hohen Vohe zum Ramin hinaus und davon. Die Leute, die auf dem Felde arbeiteten und das Feuer sahen, sagten gleich untereinander, daß jetzt den Hansbaltle der Teufel geholt habe. Richtig wurde derselbe von da an auch nie mehr gesehen. — K.

Bücherschau.

Noch rechtzeitig vor Weihnachten hat der Schwabenverlag AG. Ellwangen eine köstliche Kunstgabe herausgebracht „Karl Stirner“ der seit Jahren in Ellwangen lebende liebenswürdige Künstler, bietet uns unter dem Titel „Am Wallfahrtsort“ eine Folge von 19 kleinen Bierfarbendruckten. In anmutigen Stimmungsbildern schildert er uns in seiner stillen verträumten Art die malerischen Schönheiten der herrlichen altehrwürdigen fürsttröpstlichen Residenz Ellwangen und ihrer nächsten Umgebung. Für die künstlerische Güte dieser Kunstgabe der Franz Stärk ein einführendes Vorwort mitgegeben hat, spricht die Mitteilung, daß die Originale der Bilder zum Teil schon in öffentlichen Besitz übergegangen sind. Wir weisen nachdrücklich auf diese willkommene Festgabe hin. — Unsere Nachbarstadt Ellwangen versteht es vortrefflich, die Schönheit der Königin des Birngrunds zu preisen. Unter dem Titel „Ellwangen a. d. Jagst“ hat der Schwabenverlag in Verbindung mit dem Verkehrsverein Ellwangen eine Werbe- und Heimatschrift herausgegeben, die mit zu den besten Veröffentlichungen dieser Art gehört. Den Text hat ein Ehrenbürger Ellwangens, Landgerichtsrat a. D. Otto Häcker in Ulm a. D. geschrieben, während Studienrat Eduard Wengert den Bildschmuck lieferte.

Wort und Bild geben uns eine lebendige frische Schilderung von Ellwangens Vergangenheit und Gegenwart — Reichen Gewinn für die Erforschung der Geschichte unserer engeren Heimat wirft das Studium der **Jahrbücher des historischen Vereins für Nördlingen und Umgebung** ab, deren bis jetzt 10 im Selbstverlag des Vereins erschienen sind. Wir greifen aus der Fülle der veröffentlichten Beiträge einige heraus: Die vor- und frühgeschichtliche Forschung im Ries (fortlaufende Berichte von Dr. Frickhinger), Botanisch-historische Wanderung im Riesgau, aus dem religiösen Leben des Rieses im Mittelalter. Zur Geschichte des Bauernkriegs im Ries, Beiträge zur Geschichte der Stadt Nördlingen usw. Wieviel können wir von der vorbildlichen Art und Weise wie in Nördlingen und Ellwangen und Heidenheim, in unserer nächsten Umgebung, Heimatliebe geweckt und gepflegt wird, lernen! Möge der Geschichts- und Altertumsverein Aalen, der laut Adreßbuch bestehen soll, aus seinem Schlaf zu neuer Arbeit erwachen und in edlem Wettstreit zu seinen älteren Nachbarvereinen treten! K.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Aus dem Gästebuch der Guten Stadt.*

„Schwaben ist ein köstliches Land mit Waldgruppen und Wiesen, Dörfern und Mühlen, alten Ritterburgen und freundlichen Städtchen bedeckt. Gleich Ellwangen ist eines der lieblichsten, die man sehen kann, mit einem schönen Schloß, einem großen Kloster mit Türmen und Wallfahrtsstätten.“ S. v. Moltke (2. Nov. 1840).

Ellwangen hat einen poetischen Zauber. Seine uralte, sagenumwobene Geschichte, die eindrucksvollen Umrisse seiner ehrwürdigen Klosterkirche, seines altersgrauen Bergschlosses und seiner weißleuchtenden Wallfahrtskirche, das Rauschen seiner alten Eichen und Eichen, die melancholische Stille seiner schwarzen Tannenwälder und lauschigen Weiher: das alles wirkt zusammen, um ein empfängliches Gemüt künstlerisch anzuregen.

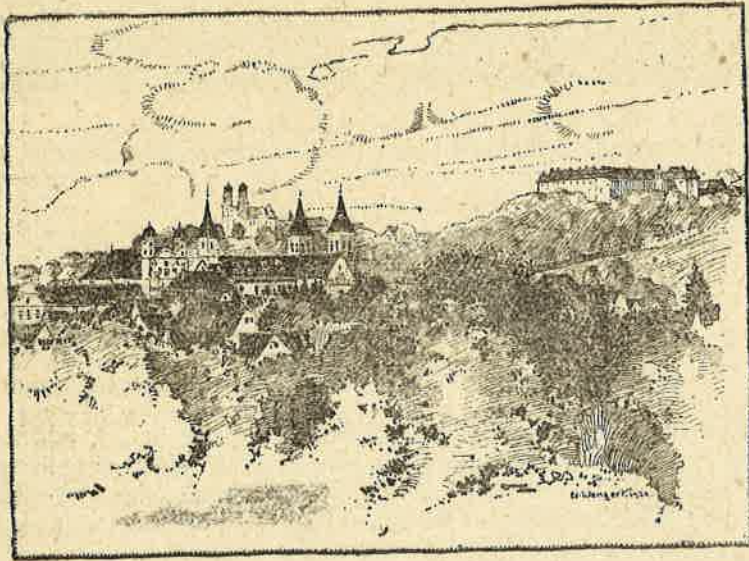
Mit diesen Worten eröffnet das erste Jahrbuch des Geschichts- und Altertumsvereins Ellwangen (1910) seine Spalten für heimatlische Dichtung. In der Tat: wenn man alle die poetischen Ergüsse sammeln würde, durch welche eingeborene Ellwanger ihre Heimat verherrlicht oder auch Eingewanderte, die nur einige Jahre hier zugebracht haben, ihrer Anhänglichkeit an dieses Stück ihres Lebens Ausdruck geliehen: es gäbe ein stattliches Buch. Und manch bekanntem und hochgeachtetem Namen würde der Leser dort begegnen; so Casar Fleischlen († 1920), dem Sänger der „Sonne im Herzen“, der aus Berlin über das Schwabenstädtchen schreibt:

„Es ist meine ganze Kindheit, die sich mit Ellwangen verknüpft, mein erstes Erwachen zum Menschen, Eindrücke und Erinnerungen, auf denen mein gesamtes Leben sich aufbaute.... Ich müßte ein Buch darüber schreiben.....

oder Robert Dehler († 1920), dem „schwäbischen Scheffel“, der hier das fruchtbarste Jahrzehnt seines Schaffens erlebt und in seinem

ersten Gedichtband dem Birngrund manch feines Stimmungsbild gewidmet hat:

„Drei Schlösser grüßen sich von Nachbarhöhn
Und eine Wallfahrtskirche hehr und schön.
Tannwälder reichen sich zum Kranz die Hand,
Nah blaut herein des Albgebirges Rand.
Die helle Birt', der Tannen düstre Pracht
Säumt manchen Waldsees märchengrüne Nacht“



oder den Reichsgerichtsräten Friedrich v. Geß († 1905) und Karl v. Streich († 1917), von denen der erstere über seinen Geburtsort singt:

„Wo des Vaters Häuschen stand im Heimattal,
Segnete die Erde mich zum erstenmal.
Frühlingsdüste wiegten mich auf grünem Raum
Unter Blumen träumte ich den ersten Traum“

während der letztere noch als Greis den Fernblick vom Schönenberg sehnsuchtsvoll schildert:

„Hier winkt die alte Vaterstadt
Aus einem Kranz von Lindenbäumen,
Ein Denkmal schönster Baukunst ragt
Hoch über ihren schmucken Räumen.
Dort ziehen blaue Berge hin,
Die mich nach meiner Heimat locken,
Und von der nahen Kirche her
Grüßt mich der Klang bekannter Glocken.“

Oder um auch einen Lebenden zu nennen: Hermann Weller, der schon zum viertenmale im Welt-Wettbewerb für das beste lateinische Gedicht die goldene Preismedaille der Universität Amsterdam errungen hat, aber auch in seiner Muttersprache und über seine Heimatsholle tief empfundene Töne anzuschlagen weiß:

„Sei mir begrüßt im Schein der Abendgluten,
Verträumter Wohnsitz alter Herrlichkeit!
Du liegst, verklärt von lichten Purpurfluten,
Weltfern in seliger Versunkenheit“



Doch wenn wir heute einmal die Frage aufwerfen wollen, was Ellwangen dem Fremden biete, so sind solche Loblieder aus dem Munde Einheimischer, denen vielleicht die Heimatliebe das Auge umstrickt oder den geschauten Gegenstand verklärt hat, nicht hinreichend beweiskräftig. Da müssen wir uns schon nach Gutachtern umschauen, die als Fremde gekommen sind und mit aufmerksamem, aber unbefangenen Blick ihr Urteil gefällt haben. Wollten wir solche Stimmen sammeln, so gäbe freilich ein solches „Gästebuch“ wohl kaum einen dicken Band. Hat doch die alte Klosterfidelung an der Jagt seit ihrer Enthebung vom Rang einer geistlichen Fürstenresidenz das Schicksal gehabt — sollen wir es Unglück nennen oder nicht eher Glück? — vom großen Fremdenstrom vergessen zu sein. Aber merkwürdig: wenn von den spärlichen Fremden, die besinnlichen Geistes das Stadtbild in sich eingefogen und sehenden Auges die Gassen durchschritten haben, einer die Feder ergriff, um seine Eindrücke wiederzugeben, so spüren wir auch in solchen Rundgebungen Fernstehender fast regelmäßig einen Ton von Wärme, oftmals gesteigert zu einem gewissen poetischen Schwung, und bei Gästen, die erstmals den Weg hieher gefunden haben, gemischt mit dem Unterton der Ueberraschung über die Entdeckung eines solchen Kleinods im Inland, in dessen Nähe sie vielleicht schon oft achtlos vorbeigefahren sind.

Oder will es nicht etwas bedeuten, wenn ein norddeutscher Reisender auf der Fahrt nach Italien, frisch angekommen an den Ufern des Lago Maggiore, umringt von den Eindrücken der südlichen Pflanzenwelt und der erhabenen Alpenscenerien, sich gedrungen fühlt, etwas zum Lobe Schwabens zu schreiben, und wenn der erste Name, der ihm in die Feder fließt, just Ellwangen ist? Zumal wenn dieser Fremde kein Geringerer war als der Hauptmann im preußischen Generalstab, Hellmut v. Moltke, damals schon ein weitgereister Orientforscher!

Begreiflich ist, daß unter dem dortigen Gesichtswinkel dem verwöhnten Reisenden das Wort „niedlich“ als die treffendste Kennzeichnung des Schwabenstädtchens erscheint. Aber als etwas Kleinliches ist ihm gewiß die ehrwürdige Benediktinerschöpfung nicht erschienen. Einen Hauch alter Größe hat sicher auch er bei ihrem Anblick verspürt, wie ihn der Landeskonservator Dr. Eugen Gradmann in die Worte geprägt hat:

„Ein stolzes Bild gewährt sie und ein eigenartiges, mit ihrem dreitürmigen romanischen Münster und den anderen Kirchen und Kapellen, ihren Kurien, Klöstern und Spitälern und Regierungspalästen, ihren Alleen und Gärten und dem baumgesäumten Fluß, überragt von dem ausgedehnten Bergschloß der Fürstpropste und dem Barockmünster auf dem Schönenberg, das mit seinem Turmpaar weithin über Berg und Tal und Wälder schaut.“

(Aus dem illust. Prachtwerk: „Des Deutschen Vaterland“. 1913.)

„Um dieses Gesamtbildes willen könnte Ellwangen von mancher Stadt beneidet werden.“ So fügt ein mitteldeutscher Schriftsteller hinzu, Friedrich Wagner-Poltrud in Meiningen, der im Auftrag der deutschen Stiftung für Heimatschutz Süddeutschland durchzog, um Vorbilder der Städtebaukunst zu sammeln, und der Hauptstadt des württembergischen Jagdkreises eine seiner ersten Mustererien von Städteansichten gewidmet hat (1912).

Daß aber diese Gesamtansicht noch nicht Alles bietet, daß sie vielmehr nur gleichsam der Außentitel eines inhaltvollen Buches ist, darüber belehrt uns derselbe Schriftsteller mit den Worten:

„Aber auch im Innern lockt ein Straßenbild nach dem andern den Beschauer zum weiterschreiten, die Plätze laden zum Verweilen und der promenadeartige Außenweg, welcher fast um die ganze alte Stadt herumführt, gibt durch immer neue Verschiebung von Türmen, Bäumen und Dächern die reizvollste Unterhaltung.“

Freilich solche alte Städtchen mit pittoresken Giebeln, Türmen und Kapellen sind heutzutage landauf und -ab aus der Vergessenheit aufgetaucht und preisen dem Fremden ihre Reize an, die ihnen die Achtlosigkeit des 19. Jahrhunderts übrig gelassen hat. Und mancher Reisende, der ein paar Stück von dieser Gattung gesehen hat, wird geneigt sein, weitere Streifzüge durch solche alten Winkel dem Fachmann zu überlassen. Aber daß Ellwangen nicht ein beliebiges Kleinstädtchen ist, sondern eine Kunststätte von Rang, die durch ihre gedrängte Fülle bedeutamer Denkmäler ein ganzes Entwicklungsbild der Kunstgeschichte darbietet: das ist bei allen Kennern längst eine ausgemachte Tatsache; nur das große Publikum weiß es noch nicht. Wie weit schon in den Kreisen der Sachverständigen der Ruf dieses Schatzkästleins hinausgedrungen ist, das zeigte unter anderem eine Studienfahrt des bayerischen Landesamts für Denkmalspflege von 1918, als deren Schlußziel Ellwangen, also ein Ort außerhalb der Landesgrenzen, ausersehen war. Und das kleine Ellwangen hat seine Wirkung auf diese Gäste aus dem ganzen Reich, die verwöhnt und ermüdet von der eben beendigten Besichtigung Rothenburgs kamen, nicht verfehlt. Wie erfrischt fühlten sich alle, als der Generalkonservator Dr. Sager seine begeisterte Würdigung der alten Klosterbauten mit den Worten begann:

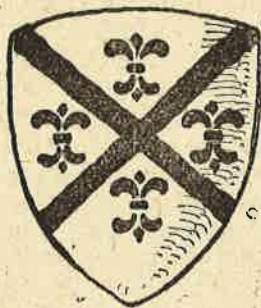
„Die Kunstwerke sind voll Ueberraschungen für den Menschen. Darin beruht ihre ewige Jugend.“

(Ellw. Jahrb. 1917/18 S. 83 ff.)

Und gerade unter den schwäbischen Städten, die ihre Kraftquellen meist im Bürgertum und ihre Glanzzeit in der Gotik hatten, nimmt Ellwangen eine Sonderstellung ein als Kloster- und Fürstenstadt, deren Kultur einerseits weit zurückreicht ins früheste Mittelalter und in das Zeitalter des romanischen Baustils, andererseits nach dem Niedergang der Reichsstädte in der Barockzeit einen neuen Glanz erlebte.

Ein Blick in die Geschichte und Kunst verdeutlicht dies. Nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus erwächst das Verständnis für die Denkmäler. Und es ist ein besonderer Vorzug der Kleinstadt Ellwangen, daß der Fremde hier außer einer solchen kunsthistorischen Anleitung keinen Führer braucht. Nirgends gibt's lange Vorstadtlinien und öde Neuzeitquartiere zu durchhasten und selten stört neuzeitlicher Verkehr die geistige Sammlung. Knapp eine Minute nach dem Verlassen des Bahnhofs steht sich der Ankommende schon dem historischen Stadtkern mit seiner Häufung der wichtigsten Bauten gegenübergestellt. Und was sonst noch an Schaustücken in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung vorhanden ist, das liegt so offen wie im Schaufenster am Wege, daß auch der Neuling sich spielend zurechtfindet. Jeder Schritt ist hier ein Schauen. Und ein Tag in Ellwangen mit Schloß und Schönenberg ist nicht wie manch andere Städtereise Strapaze, sondern wirkt wie Feiertagserholung. Ja, etwas von Sonntagsstimmung liegt über dieser alten Kulturstätte an der Jagst, wie sie in den Gesängen der Heimatdichter immer wieder zum Ausdruck kommt, so auch in dem Ellwanger Volks- und Heimatlied (von Karl Malzacher 1908, vertont von Otto Grieb):

„Du Stadt im Feierkleide,	Du bist aus alten Zeiten
In sonntagstillen Ruh,	Ein liebvertrautes Lied,
Du lichte Augenweide,	Ein frommes Glockenläuten,
Du träumend Märchen du!	Das durch die Seele zieht.



* Der Abdruck dieses Beitrags aus der von Landaerichtsrat D. Häcker verfaßten und von E. Wengert illustrierten Werbeschrift „Ellwangen a. d. J.“ erfolgt mit freundl. Genehmigung des Schwabenverlags A.G., Ellwangen, der auch die Abb. zur Verfügung stellte.

Die Heimatkirche.

Martin Greif.

Ich kam nach langen Jahren
zu jenem Ort zurück,
wo ich als Kind erfahren
das erste Leid und Glück.

Wohl konnt' ich mich an vieles
kaum recht erinnern mehr,
selbst manchen frohen Spieles
entfann ich mich nur schwer.

Es ward mein Herz erschrocken,
so fremd kam ich mir vor —
da läuteten die Glocken
und alles stieg empor.

Zimmerspruch

aus Lauterburg.

Gerichtet ist das neue Haus,
hoch oben steckt ein Blumenstrauß,
Der Tannenbaum mit weh'ndem Band
Und grüßt hinaus in alles Land.
Und grüßt in Gassen grad und krumm
Die Nachbarhäuser ringsherum.

Gerichtet ist das neue Haus;
Doch steht es noch gar lustig aus,
noch kann vom Himmel hoch herein
der Regen und der Sonnenschein.
So spend ihm auch der Herr der Welt
den Segen, der vom Himmel fällt.

Gerichtet ist das neue Haus;
bewahr es Gott vor Saus und Braus.
Gott wahre Haus und Herz vor Sturm
und vor dem Brand u. vor dem Wurm.
Es stehe fest von Stund zu Stund
auf seinem guten, festen Grund.

Gerichtet ist das neue Haus.
Nur frommer Mut geh ein und aus.
Die Faulheit bleibe draußen steh'n,
Die Armut soll vorüber geh'n;
und drinnen hab ein treuer Fleiß
sein süßes Brot für sauren Schweiß.

Gerichtet ist das neue Haus.
Gott mache noch ein altes draus.
Alt werde drinnen Mann und Weib
bei jungem Geist und frischem Leib.
Es wohne drin die alte Treu;
Die Liebe nur sei täglich neu.

Gerichtet ist das neue Haus.
Num kommt und mauert's flüchtig aus
und decket lieber's Bohnengemach
von Ziegeln auch ein gutes Dach.
Dann mag es regnen, mag es schneel'n,
im Haus ist ew'ger Sonnenschein.

Bücherschau.

Im Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart, erschien unlängst ein Roman von Wilhelm Rohde: *Lupold auf dem Staufen* (276 S., in Leinen geb. 6 M.). Er führt uns in unser engeres Heimatland, in die Gegend von Staufen und Rosenstein, in die schwere Zeit der Kämpfe des unglücklichen Kaisers Heinrich IV. gegen seinen Todfeind Papst Gregor VII. Lupold, der Vogt auf dem Staufen, hält treu

zu seinem Kaiser, und der Herr auf dem benachbarten Rosenstein, Rugger, steht ihm dabei zur Seite, während der Abt von Hirsau gegen den Kaiser hegt. Eine zarte Liebesgeschichte zieht sich durch die wilden Kämpfe. Rohde schildert die deutsche Vergangenheit mit mit packender Dichterkraft und aus tiefem historischen Wissen. R. Panzerbieter hat in einer Mappe „Alen“ im Verlag der Buchhandlung A. Wirth Alen eine Folge von 10 Originalradierungen herausgebracht, auf die wir Freunde schlichter Heimatkunst nachdrücklich hinweisen (Preis der ganzen Folge 10 M., das einzelne Blatt 1 M. 20 Pf.). Der Künstler versteht es, im Bilde malerische Partien Alens und seiner weiteren Umgebung (Rapfenburg, Niederalzingen) schlicht und unverfälscht festzuhalten. Die Mappe bildet ein willkommenes Festgeschenk!

R.

Von der Schriftleitung.

Mit der heutigen Nummer schließt unsere Heimatbeilage ihren vierten Jahrgang ab. Möge es ihr immer besser gelingen, Heimatliebe zu wecken und zu pflegen und in ihrem Teil das erwartete Heimatbuch, das Haus und Schule gleicherweise dienen soll, vorzubereiten! Bis dieses einmal wird erscheinen können, ist noch manche Vorarbeit zu tun, müssen die Sammlungen, die der verstorbene Ehrenbürger unserer Stadt, Kommerzienrat Schweitzer, mit ungemeinem Sammelfleiß zusammengetragen hat und die die unumgängliche Grundlage jeder Arbeit an einem Heimatbuch bilden, wieder der Öffentlichkeit und der Forschung zugänglich gemacht werden. Wir wollen auch im neuen Jahrgang fortfahren, Bausteine zum künftigen Heimatbuch zusammenzutragen. Eine Reihe Beiträge liegen bereits vor oder sind uns in Aussicht gestellt: Der Goldberg, ein Markstein der Urgeschichtsforschung; der Wasseralfinger Altar in der Stefanskirche (Dr. Schmid), Schulgeschichtliches aus wöllwarthischem Gebiet (Müller), Dorfleben im oberen Kochertal vor 200—300 Jahren (Dr. Neuscheler), Der Kocherursprung (Wahler), Die Glasmacher (Freudenberger), Vom Volkmarberg (Dr. Fischer), Ein Alener Schützenbrief von 1522 und unveröffentlichte Alener Gelegenheitsgedichte von Schubart (Prof. Mußgnug), Essinger Dorfordnung von 1558, Härtsfelder Hochzeitsitten, Alen und seine Umgebung im Spiegel alter Bücher (vom Schriftleiter) u. s. w. Wir bitten herzlich um rege Mitarbeit in Stadt und Land, um immer besser allen Ansprüchen unserer Leser gerecht werden zu können. Zusendungen bitten wir unmittelbar an den Schriftleiter (Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt) zu richten.

Kammerer.